Nr. 172 — Jahrgang 13 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 29. Juli 1928

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 7. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

500000 englische Arbeiter vor der Aussperrung

Litauen und Polen

(Von unserem eigenen Korrespondenten.)

Warschau, 25. Juli.

„Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.“ Man soll nicht übertreiben: vielleicht ist Polen gar nicht der Beste; umsomehr müssen da die Störungen des bösen Nachbarn den Frieden beeinträchtigen. Daß sie es bisher nicht in sichtbarem Maße getan haben — ist wirklich dem guten, dem besten Willen zu verdanken. Wie lange noch?

Als wir in unserem letzten Artikel das Thema Polen—Litauen zum so und so vielten Male dem Leser unterbreiteten und den Ausblick auf die künftige Völkerbundstagung eröffneten, hofften wir, so bald nicht mehr zu dieser Frage zurückkehren zu müssen. Was tut Woldemaras? Er schickt dem Völkerbund eine Note, in dem er in schärfsten Tönen Alarm schlägt und um Schutz und Hilfe bittet gegen die militärische Bedrohung durch Polen — die er in der Tatsache der bevorstehenden polnischen Manöver erblickt.

Wir haben uns mit diesen Manövern bereits beschäftigt — und was hier noch zu sagen bleibt ist nicht viel. Wichtiger sind schon die Konsequenzen, die man aus der litauischen Note in bezug auf die weitere Gestaltung der polnisch-litauischen Beziehungen im Rahmen der bisherigen Friedensverhandlungen ziehen muß. Man erinnert sich da, daß der Völkerbund in seiner Dezember-Resolution Polen Litauen empfohlen hat, auf dem Wege direkter Besprechungen das gegenseitige Verhältnis zu bereinigen. Für den Fall, daß dies nicht gelingen sollte — aber erst für diesen Fall — sah die Resolution eine Intervention des Völkerbundes, resp. die Einsetzung eines Kommissars für die weiteren Verhandlungen vor. Wie man weiß, sind die Verhandlungen noch nicht beendet, wenn sie auch in den Unterkommissionen, die in Warschau und Kowno getagt haben, resultatlos verlaufen sind und auch wenig Hoffnung für die Zukunft lassen. Aber formell bestehen sie noch. Und in diesem Augenblick verlangt nun Woldemaras die Intervention des Völkerbundes — erkennt somit die Zwecklosigkeit der bisherigen Verhandlungen gleichsam an. Man wird nicht verkennen, daß damit das polnisch-litauische Problem einen gewaltigen Schritt vorwärts gekommen ist — aber leider nicht auf dem Wege zu seiner Lösung, sondern nur zu der genauen Präzisierung der Standpunkte: der polnische Standpunkt in diesen Dingen ist bekannt; der litauische läßt sich dahin zusammenfassen, daß der Erkenntnis, daß eine Lösung im gegenwärtigen Augenblick — und wenn der Völkerbund zehnmal intervenieren sollte — kaum wahrscheinlich ist.

Der Zweck der litauischen Note ist übrigens offensichtlich: Litauen wünscht immer wieder die Augen der ganzen Welt auf die Wilnafrage zu lenken — das einzige Moment, wo es noch das formelle Recht für sich hat. Denn es kann nicht bezweifelt werden, daß moralisch und juristisch das Recht in der letzten Phase des polnisch-litauischen Konflikts, der durch die Dezemberresolution des Völkerbundes eingeleitet worden ist, durchaus auf Seiten Polens steht. Wenn also tatsächlich die direkten Verhandlungen abgebrochen werden sollten, so wird man die Schuld dafür sicherlich nicht der polnischen Regierung zuschreiben können. Im übrigen spricht für die polnische Auffassung, daß Woldemaras nicht weiter zu verhandeln wünsche auch die Tatsache, daß — entgegen der im Ausland aufgetauchten Meldung — bisher noch kein litauischer Vorschlag bezüglich der Wiederaufnahme in Warschau vorliegt, wie im Außenministerium versichert wird.

Nun — Polen wird es verschmerzen. Man ist in Warschau kaum geneigt, den Konflikt mit Litauen tragisch zu nehmen — an dem Tage, an dem die Note in Warschau bekannt wurde, sahen wir im Außenministerium nur aufrichtig erheiterte Gesichter.

Mit dieser Erkenntnis könnte man beruhigt schließen, wäre uns nicht eine Pressestimme unangenehm aufgefallen: als einziges Blatt findet der „Glos Prawdy“, den man jetzt wieder als Pilsudski und den Kreisen der hohen Militärs nahestehend bezeichnen darf, scharfe Töne für den litauischen Vorstoß, während zum Beispiel die offiziöse Epoka dem Völkerbund einfach den Rat gibt, die Note in den Papierkorb zu werfen und sie überhaupt sehr humoristisch nimmt. Aber was schreibt das Militärblatt? Das unausstehliche litauische Streichholz droht, einen neuen Krieg zu entzünden. Man wird es am besten auslöschen müssen.“ Soll das eine Drohung sein? Fast klingt es so. Und da muß doch folgendes gesagt werden: ohne an dem guten Willen der Regierung, insbesondere des Außenministeriums zweifeln zu wollen, erscheint es uns angesichts der allgemeinen Verhältnisse nicht für ganz und gar ausgeschlossen, daß irgendwelche mehr oder weniger un- oder verantwortliche Elemente die Tatsache der Manöver dazu benutzen könnten, um besondere Absichten auszuführen, die sie heute noch vielleicht nur im Herzen tragen, sich aber doch eine so glänzende Gelegenheit zu ihrer Verwirklichung nicht werden entgehen lassen wollen.

Ob und wieweit diese Befürchtungen sich als berechtigt erweisen werden, läßt sich nicht voraussehen. Wir wollen das beste hoffen — können uns aber der Notwendigkeit, auch diese Möglichkeit vor Augen zu führen, kaum entziehen, ohne die journalistische Pflicht erheblich zu verletzen. L.

London. Die Vereinigung der Baumwollspinnereibesitzer hat am Freitag beschlossen, am Sonnabend, den 11. August sämtliche Spinnereien stillzulegen. Es handelt sich dabei um 700 Betriebe mit einer Belegschaft von 200 000 Arbeitern. Weitere 300 000 Arbeiter anderer, weiterverarbeitender Industrien werden durch diese Maßnahme in Mitleidenschaft gezogen werden. Der Beschluß des Arbeitgeberverbandes stellt die Antwort auf den infolge der Entlassung eines Arbeiters ausgebrochenen Solidaritätsstreikes der Belegschaft der Ramsey-Spinnerei dar. Die Aussperrung soll erst aufgehoben werden, wenn sich die streikenden Spinnereiarbeiter bereit erklären, an ihre Arbeitsstätte zurückzukehren.

Lohnherabsetzung um 2½ Prozent für die englischen Eisenbahner

London. Zwischen den Eisenbahndirektoren und den Eisenbahngewerkschaften ist über die Frage der Lohnsätze und der Anstellungsbedingungen ein Uebereinkommen erzielt worden. Danach stimmen die Gewerkschaften einer Herabsetzung der Gehälter und Löhne für die Eisenbahnangestellten um 2½ Prozent zu. Das Abkommen kann nach Ablauf eines Jahres mit vierteljährlicher Frist gekündigt werden.

Polens Antwort auf die litauische Beschwerde

Warschau. Der ständige polnische Vertreter beim Völkerbund, Minister a. D. Sokal, hat am Freitag dem stellv. Generalsekretär des Völkerbundes, Avenol, die polnische Antwortnote auf die litauische Beschwerde über die polnischen Uebungen an der litauischen Grenze überreicht.

Die polnische Note weist darauf hin, daß in Polen jedes Jahr in verschiedenen Gebieten militärische Uebungen stattfänden. In diesem Jahr werden solche Uebungen in Kleinpolen, Wolhynien und in der Umgebung von Warschau abgehalten werden. Im September werden militärische Uebungen in der Wojewodschaft Wilna stattfinden, und zwar in der Gegend von Oszmiano Jwie, also noch weiter entfernt von der litauischen Grenze als im vorigen Jahr. Somit würden die litauischen Verdächtigungen jeder Grundlage entbehren. Die polnische Regierung weist daher den litauischen Protest gegen die Abhaltung der Uebungen zurück. Die ständige Taktik Litauens, Polen kriegerische Absichten zu unterschieben, stellen einen schweren Verstoß dar, die der Völkerbund nicht dulden dürfe. Diese Taktik Litauens sei umso beachtenswerter, da Litauen den holländischen Vorschlag auf den Abschluß eines Nichtangriffspaktes abgeschlagen habe. Für den Zusammenbruch der Vertragsverhandlungen suche Litauen im Hinblick auf die neuen Völkerbundsverhandlungen Polen verantwortlich zu machen.

Um die Weiterführung der polnisch-litauischen Verhandlungen

Kowno. Aus gut unterrichteter Quelle erfährt die „Litauische Stimme“, daß Polen den litauischen Vorschlag einer Konferenz der litauischen und polnischen Unterhändler zum 15. bis 20. August nach Königsberg einzuberufen, ablehnen werde. Polen werde vielmehr vorschlagen, daß die Konferenz in Genf und zwar am 25. August stattfindet.

Die Unterzeichnung des Kelloggpaktes

Paris. Die Unterzeichnung des Kelloggpaktes ist nunmehr endgültig auf den 27. August in Paris festgesetzt und wird am Quay d'Orsay in dem bekannten Uhrensaal erfolgen, der schon so viele Vertragsunterzeichnungen gesehen hat. Staatssekretär Kellogg hat Briand amtlich mitgeteilt, daß er am 27. August zur Unterzeichnung in Paris sein werde. Die Ankunft Kelloggs ist für den Vorabend des Unterzeichnungstages zu erwarten. In Paris rechnet man damit, das von den 14. eingeladenen Regierungen mindestens neun durch ihre Außenminister vertreten sein werden. „Neuyork Herald“ will wissen, daß wahrscheinlich auch Spanien zu der Gruppe hinzutreten werde, die als erste den Pakt unterzeichnet.

Die Festlichkeiten bei der Unterzeichnung des Kelloggpaktes

Paris. Die Unterzeichnung des Kelloggpaktes am 24. August im Uhrensaal des Quai d'Orsay beschäftigt die französische Presse und vor allem die politischen Kreise auf das lebhafteste. Der Zeitpunkt scheint insofern nicht glücklich gewählt, als er in die großen Ferien fällt, in der der Pariser, der etwas auf sich hält, draußen im Lande oder am Meere weilt. Es wird sich als notwendig erweisen, zahlreiche Aenderungen in den Urlaubsabsichten der höheren Beamten des Quai d'Orsay vorzunehmen. Präsident Doumergue und Poincaree, die an den Feierlichkeiten teilnehmen, weilen auf ihren Landschlössern in der Pariser Umgebung, so daß es ihnen nicht schwer fallen dürfte, für einige Tage nach der Hauptstadt zu kommen. Wie verlautet, sind große Festlichkeiten geplant. Man rechnet mit einem Empfang bei dem Präsidenten der Republik und einem zweiten bei Briand in den Räumen des französischen Auswärtigen Amtes. 10 Außenminister werden in Paris erwartet, außerdem der italienische Unterstaatssekretär Grandi und der spanische Ministerpräsident Primo de Rivera. Ob Dr. Stresemann kommen wird, scheint immer noch nicht endgültig festzustehen. Jedenfalls wird von amtlicher französischer Seite bisher Stillschweigen über seine Antwort bewahrt. Man gibt sich in politischen Kreisen der Hoffnung hin, daß Stresemann eine Zusammenkunft mit Poincaree haben würde.

Der franz. Botschafter in Washington, Claudel, ist in Le Havre eingetroffen. Auch er wird an der Unterzeichnung des Kelloggpaktes, an dessen Zustandekommen er nicht unwesentlich beteiligt ist, teilnehmen.

Die Sowjetregierung lehnt den Kelloggpakt ab

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, ist der Kelloggpakt in führenden politischen Kreisen weiterhin Gegenstand zahlreicher Besprechungen. Die Stellung der Sowjetregierung zum Kelloggpakt wurde in einer besonderen Sitzung des politischen Büros besprochen. Irgendwelche Beschlüsse sind in dieser Richtung nicht bekannt gegeben worden. Doch verlautet von zuverlässiger Seite, daß die Sowjetregierung unter den gegenwärtigen Verhältnissen es nicht für angebracht finden wird, sich dem Kelloggpakt anzuschließen.

Der wandernde Grenzpfahl

Kowno. Nach einem Bericht der „Elta“ hat am Freitag morgen ein litauischer Grenzpolizist einen Grenzpfahl an der Demarkationslinie in Bezirk von Umorgie um 18 Meter nach dem litauischen Gebiet zu versetzt. Zwei polnische Soldaten und ein Bauer, die an dem Pfahl standen, wurden von dem litauischen Grenzpolizisten aufgefordert, sich zu entfernen. Dieser Aufforderung wurde auch ohne Widerstand Folge geleistet. Der litauische Grenzpolizist hat danach den Grenzpfahl wieder an die alte Stelle gebracht.

Zur Unterzeichnung des deutsch-litauischen Handelsvertrages

Berlin. Ein Berliner Blatt meldet, daß der deutsch-litauische Handelsvertrag am 28. d. Mts. unterzeichnet werden soll. Wie hierzu von zuständiger Stelle erklärt wird, ist der deutsch-litauische Handelsvertrag in der Tat festgelegt. Wann seine Unterzeichnung erfolgen wird, hängt jedoch von weiteren Verhandungen ab, die z. Zt. noch mit der litauischen Regierung geführt werden.

Löwensteins Testament geöffnet

Brüssel. Am Freitag morgen wurde Löwensteins Testament eröffnet. Die Familie Löwensteins bewahrt über den Testamentsinhalt vollstes Stillschweigen. Löwensteins Schwager wurde zum Testamentsvollstrecker bestimmt.

Elsässische Kundgebung in Kolmar

Straßburg. In Kolmar fand eine von vielen Tausenden besuchte elsässische Kundgebung statt, an der außer Ricklin und Rossee auch verschiedene andersdenkende Politiker teilnahmen. So sah man u. a. die Abg. Walther, Brogly und Dahlet, sowie den Redakteur Schall. Ricklin berichtete ausführlich über den Kolmarer Prozeß und wies darauf hin, daß man ihn früher als Gegner der Geramnisierung und jetzt als Gegner der Französierung verfolgt habe. Er werde jedoch stets ein treuer Elsässer bleiben und die elsässischen Volksrechte und Eigenarten energisch verteidigen. Nach der Rede Ricklings sang die Menge das Elsaß-Lied. Auch die folgenden Redner versprachen keinen Finger breit elsässischer Volksrechte und Freiheiten aufzuheben. Gegen die Auszeichnung des Staatsanwalt Fachot und des Polizeikommissars Bauer wurde heftig Einspruch erhoben. Zum Schluß der Kundgebung wurde eine Entscheidung angenommen, in der der Kolmarer Prozeß heftig gebrandmarkt wird. Die Versammelten gelobten nicht eher zu ruhen, bis die Folgen der Pariser Regierungspolitik und des Kolmarer Urteils ganz beseitigt seien und bis alle in Kolmar Verurteilten begnadigt und die Regierung die elsässischen Reformen verwirklicht habe. Zum Schluß wird die Hoffnung ausgedrückt, daß man Ricklin und Rossee an der Ausübung ihrer Kammermandate nicht hindern werde.

Ueber die Reise Dr. Stresemanns nach Paris

Berlin. In der Pariser Presse ist behauptet worden, daß der deutsche Reichsaußenminister Dr. Stresemann bereits in einem sehr herzlich gehaltenen Antwortschreiben die Zusage der Teilnahme an der Unterzeichnung des Kelloggvertrages in Paris gegeben habe. Von einem derartigen Schreiben ist den deutschen zuständigen Stellen nichts bekannt. Eine offizielle Einladung ist gleichfalls bisher noch nicht überreicht worden. Alles, was bisher in dieser Angelegenheit geschehen ist, ist, daß diplomatische Fühlung in der Frage genommen wurde.

Bratianu über Reichsbank und Stabilisierung

Berlin. Nach einer Meldung der „Daz“ aus Bukarest führte Ministerpräsident Bratianu in der Kammer in seiner Rede über die Grundlage der Stabilisierung u. a. aus:

„Wir hätten auch eine Unterstützung durch die Reichsbank erhalten. Wir wissen, welch bedeutender, wirtschaftlicher Faktor Deutschland und wie wichtig künftig die Beziehungen zu Deutschland sein werden. Daher liegt es uns fern, an die Regelung der schwebenden Fragen mit Unwillen heranzugehen. Aber wir können dies nicht mit der Stabilisierung verquicken. Wenn die Reichsbahn bei der Stabilisierung mithilft, so wird sie willkommen sein. Wir werden dann Handlungsfreiheit haben und die Erörterung über die Streitfragen mit Deutschland wieder aufnehmen können.

Das neue Belgrader Kabinett

Belgrad. Das neue Kabinett ist bereits vom König vereidigt worden. Dieses setzt sich vorwiegend aus Mitgliedern des vorigen Kabinetts zusammen. Der neuen Regierung gehören folgende Persönlichkeiten an:

Ministerpräsident und Innenminister Dr. Korosetsch (Slovak. Klerikaler), Außenminister Dr. Marinkowitsch (Demokrat), Unterrichtsminister Gral (Demokrat), Justizminister Dr. Angelinowitsch (Demokrat), Postminister Markowitsch (Demokrat), Kriegsminister General Hadzitsch, Finanzminister Subotitsch (Radikaler), Landwirtschaftsminister Anditsch (Radikaler), Verkehrsminister Stanitsch (Radikaler), Minister für soziale Politik Bavitsch (Radikaler), Minister für Agrarreform Povitsch (Radikaler), Arbeitsminister Vujitschitsch (Radikaler), Gesundheitsminister Dr. Popowitsch (Radikaler), Kultusminister Zwetkowitsch (Radikaler).

Leon Blum zur Anschlußfrage

Paris. Im „Populaire“ legt Leon Blum den Standpunkt der französischen Sozialisten zur Anschlußfrage dar. Er stellt dabei u. a. fest, es sei kein Grund vorhanden, daß das Selbstbestimmungsrecht der Völker nicht auch auf Oesterreich Anwendung finde. Die auf Oesterreich bezüglichen Vertragsklauseln müßten abgeändert werden.

Ein neues Raketenwagenmodell

Bei der dritten Versuchsfahrt zertrümmert

Berlin. Wie der „Lokalanzeiger“ aus Nordhausen meldet, fand am Donnerstag, nachmittags um 3,30 Uhr auf der Eisenbahnstrecke Nordhausen-Gernrode die erste Versuchsfahrt des neuen von Vallier, unabhängig des von Opel konstruierten Raketenwagens „Eisfeld-Vallier-Rak 1“ unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt. Der neue Wagen weist gegen das Opelsche Modell verschiedene konstruktive Veränderungen auf. So sind die Raketen über dem Raketenwagen verteilt. Vor allem fehlen an dem neuen Wagen die Flügel, die der Opelsche Wagen „Rak 3“ an den Seiten trägt. Die erste und zweite Versuchsfahrt verlief mit der Raketenladung außerordentlich befriedigend. Der Wagen erzielte eine Geschwindigkeit von 180 Stundenkilometer. Bei dem dritten Start mit vierfacher Raketenstärke erzielte der Wagen eine Antriebsgeschwindigkeit von 210 Stundenkilometer. Nachdem sich alle Raketen entzündet hatten, wurde der Wagen in einer scharfen Kurve aus den Schienen geworfen und vollkommen zertrümmert. Vallier und die Vertreter der pyrotechnischen Firma Eisfeld, die die Raketen herstellt, erklärten, daß sie mit diesem Unfall gerechnet hätten, da der Versuchswagen ganz aus Holz gebaut und für die Geschwindigkeit die er leistete, zu leicht war. Etwa in 10 Tagen wird Vallier mit einem stabilen, aus Leichtmetall gebauten neuen Wagen, seine Versuche wiederholen.

Die außerordentliche Parlamentstagung in Bukarest eröffnet

Bukarest. Die außerordentliche Parlamentstagung, die den Zweck hat, der Regierung und der Banca Nationale, die Genehmigung zur Ergreifung von Maßnahmen für die in Aussicht stehende Stabilisierung und die Anleihe zu erteilen, ist am Donnerstag eröffnet worden. Professor Jorga gab im Namen seiner Partei eine Erklärung ab, in der er der Stabilisierungspolitik zustimmte und darauf hinwies, daß er selbst einer der ersten Anhänger dieser Bestrebungen war. Eine allgemeine Auseinandersetzung, an der auch Vertreter der Partei des Generals Averesku und die Minoritätspartei teilnehmen werden, wird am heutigen Freitag stattfinden. Die Vertreter der nationalen Bauernpartei halten sich noch immer der Kammer fern. Sie haben die Einberufung einer Versammlung der früheren und gegenwärtigen Abgeordneten sowie der Vertreter der Parteiorganisationen aus der Provinz beschlossen, in der an den Bedingungen, unter welchen die Stabilisierung und die Anleihe erfolgen soll, Kritik geübt werden soll.

Hoovers erste Wahlrede

Neuyork. Wie aus San Franzisco gemeldet wird, hielt dort Hoover, der republikanische Präsidentschaftskandidat, seine erste Wahlrede. In dieser sagte er, die größte Epoche der Handelsentwicklung stände noch bevor. Der amerikanische Außenhandel sei nach dem Kriege so gestiegen, daß er 50 Prozent über dem Vorkriegsstand sei. Inzwischen hätten sich die anderen, in den Weltkrieg verwickelten Nationen darum bemüht, sich von den Kriegsschäden zu erholen. Die übrige Welt wird noch ein besserer Kunde für Amerika werden, da sie große Verbraucheransprüche habe. Auf den Märkten des fernen Ostens trete sie aber auch als Konkurrent auf.

Entspannung im südindischen Streik

London. Nach Meldungen aus Madras hat die Lage in dem südindischen Streik eine beträchtliche Entspannung erfahren. Wie aus Negapatam gemeldet wird, sind eine Anzahl mohammedanischer Kaufleute in den benachbarten Dörfern angegriffen und ihre Läden geplündert worden. Es steht jedoch nicht fest, ob dieser Zwischenfall mit der Streikbewegung in Verbindung steht.

Brandpanik in einer amerikanischen Irrenanstalt

Nashville. In der letzten Nacht wurden die zwei oberen Stockwerke des Zentralstaatshospitals für Geisteskranke durch Feuer zerstört. Der Patienten bemächtigten sich eine gewaltige Aufregung. 300 Irrsinnige, darunter eine größere Anzahl gefährlich geisteskranker Verbrecher, entflohen in die Umgebung der Stadt und irrten auf den Landstraßen, den Feldern und längs der Bahndämme umher. Drei Stunden nach der Löschung des Brandes war die Mehrzahl der Entflohenen in die Anstalt zurückgebracht worden. Mit Hilfe der Polizei organisierten die Beamten der Anstalt eine systematische Suche nach den noch vermißten Kranken. Soweit bekannt, ist bei dem Brand niemand umgekommen oder verletzt worden.

Abreise Nobiles von Narvik

Oslo. Nach Meldungen aus Narvik haben Nobile und seine Begleiter am Donnerstag abend die Reise nach Süden angetreten. Eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges rollte der Sonderwagen an die „Citta di Milano“ heran. Die Landesbrücke wurde von der „Citta di Milano“ auf das Trittbrett des Schlafwagens hinübergelegt, so daß die Italiener den Kai nicht betreten brauchten. Ceccioni ging an Krücken und hatte ein bandagiertes Bein. Die übrigen machten bis auf Nobile einen ziemlich gesunden Eindruck. Er hinkte leicht und stolperte mehrfach, so daß man den Eindruck hatte, daß er schlecht sah. Ob sich auch Mariano unter den Italienern befand, konnte nicht festgestellt werden. Tatsache ist, daß niemand von der „Citta di Milano“ in den Wagen hinübergetragen wurde. Dem Vernehmen nach, soll der Sonderwagen am Sonnabend kurz vor Mitternacht in Kopenhagen eintreffen. Wann die Italiener ihre Reise fortsetzen werden, ist noch nicht bekannt. Das Gerücht vom Tode Marianos erhält dadurch neue Nahrung. Als Zappi auf der Landungsbrücke erschien, begann die auf dem Kai versammelte Menschenmenge zu pfeifen und „Malmgreen, Malmgreen“! zu rufen.

Ein schwedischer Pressevertreter bei Nobile

Stockholm. Nobile und seine Begleiter befinden sich z. Zt. auf der Reise durch Schweden. Zu irgendwelchen Kundgebungen gegen den Leiter der Italia-Expedition ist es bisher nicht gekommen. Der Teil der schwedischen Hilfsexpedition, der mit dem gleichen Zuge heimwärts fährt, wird auf allen Stationen von der Bevölkerung herzlich begrüßt. Einem Mitarbeiter des „Aftonbladed“ ist es auf Grund eines Empfehlungsschreibens des italienischen Gesandten in Stockholm gelungen, Nobile im Zuge zu sprechen. Nobile, der wohl und munter aussah, erklärte, er sei kein gebrochener Mann. Nur sein Bein sei gebrochen. Er stellte dem Pressevertreter seinen Mitarbeiter Cecioni vor und gab im weiteren Verlauf der Unterhaltung seiner Dankbarkeit für die schwedische Rettungsexpedition Ausdruck. Zukunftspläne habe er im Augenblick nicht, da ihn die Abfassung des Berichtes über seine Expedition voll und ganz beschäftige. Abschließend sprach Nobile die Meinung aus, daß für die Polarforschung Zeppelinluftschiffe wohl am geeignetsten seien.

Landung eines polnischen Flugzeuges auf deutschem Gebiet

Schneidemühl. Freitag früh kreiste über Schneidemühl ein polnischer Doppeldecker, der dann auf dem alten Exerzierplatz, hinter den früheren Albatero-Werken landete. Ein junger Mann, der das Flugzeug zuerst erreichte, wurde von dem Flugzeugführer erst auf polnisch, und dann als eine Verständigung nicht möglich war, auf deutsch an Hand einer Landkarte nach der Richtung nach Posen gefragt. Hierauf bestieg der Flieger in auffallender Hast wieder das Flugzeug und startete. Während der Landung wurde der Motor nicht ausgeschaltet.

Von amtlicher Stelle wird hierzu mitgeteilt, daß das Flugzeug am Donnerstag abends in Warschau gestartet sei, um nach Posen zu fliegen. Angeblich soll unterwegs eine Beschädigung des Kompasses eingetreten sein, so daß der Flieger die Richtung verloren habe. Ob es sich um ein Militärflugzeug oder um ein anderes Flugzeug handelt, war nicht festzustellen.

Louba der Spieler

Roman von Edgar Wallace.

42)

„Miller war zehn Minuten lang da,“ sagte der Polizeioffizier. „Falls wir Miller aus dem Spiel lassen und ihn als unschuldig betrachten, dann haben wir uns immer noch die Blutflecken im Vorplatz zu erklären, die offenkundig nicht dorthin kommen konnten, während der Doktor da war oder während Miller in der Wohnung war. Die Spuren an der Türfüllung wurden von irgend jemanden weggewischt — wahrscheinlich vom Mörder selber. Es sieht fast aus, als sei der Versuch gemacht worden, den Leichnam zur Vordertür hinauszuschleppen. Ich nehme an, das muß zwischen sieben Uhr dreißig und acht Uhr passiert sein. Miller hat über seine Bewegungen befriedigend Auskunft geben können, nämlich von dem Moment an, wo er die Wohnung verließ, bis zu seiner Heimkehr um zehn Uhr dreißig. Dennoch können wir ihn nicht ganz außer Betracht lassen. Der Mord kann geschehen sein in den zehn Minuten, die er mit Louba allein war. In das Bibliothekszimmer kann man durch die Küche und das Speisezimmer gelangen. Alle anderen Türen waren abgeschlossen, und die Tür, die von Loubas Schlafzimmer in den Vorplatz führt, war von innen verriegelt und wurde die ganze Zeit über nicht geöffnet. Es besteht da ein Durcheinander in den Zeitangaben, das aufgeklärt werden müßte. Hat jemand Charlie das Haus verlassen sehen?“

Es klang wie eine Aufforderung. Trainor beobachtete seinen Vorgesetzten scharf und wartete auf die Antwort, denn er wußte genau, daß Hurley Brown selber Charlie hatte fortgehen sehen. Miller hatte ihm das gesagt.

„Wer sollte ihn gesehen haben?“ fragte Brown kühl zurück. „Kennen Sie jemand, der ihn gesehen hat?“

Trainor überlegte einen Augenblick.

„Nein, Herr Kommissar,“ antwortete er dann.

Und sieben Uhr abends stand Trainor mit dem Rücken gegen das Feuer in seinem kleinen Büro und durchdachte immer wieder die Fingerzeige und Spuren, die er im Falle Louba zusammengebracht hatte nud setzte immer wieder die Stücke des Rätsels zusammen, das man ihm zur Lösung übergeben hatte.

Hurley Brown war aus Scotland Yard forgegangen und hatte eine Nachricht hinterlassen, daß er in seinem Klub zu finden sei, falls man ihn brauche. Um sechs Uhr hatte der Detektiv seinen Vorgesetzten im Klub angerufen, aber er war noch nicht angekommen.

Hurley Brown? Trainor runzelte die Stirn. Es war ganz verständlich, daß Brown mit der Sache nichts zu tun haben wollte. Es war nach all den Nachforschungen, die Trainor angestellt hatte, klar, daß Brown seine eigene Privatfehde mit Louba ausgefochten hatte. Aber Mord — unmöglich!

Er setzte sich, zog Notizbuch und Bleistift hervor und schrieb noch einmal alles auf, was mit dem Fall im Zusammenhang stand, jede Vermutung, die überhaupt einmal aufgetaucht war, jede mögliche oder unmögliche Person, die auf Grund der Ueberlegungen oder Kombinationen für den Mord verantwortlich gemacht werden konnte,

Plötzlich fuhr er sich mit dem Bleistift an die Stirn.

Da Costa!

Was hatte Brown von da Costa erzählt? — daß er ein alter Konkurrent Loubas sei und in der Wohnung über ihm wohne. Es mußte ihm jedenfalls sehr gelegen kommen, daß er zur Zeit des Mordes auf Reisen war.

Aber war er wirklich auf Reisen?

Es war kein Grund vorhanden, das Gegenteil anzunehmen, außer — hm wer setzte die Fahrstuhlklingel in Tätigkeit, als Dr. Warden in der Todesnacht bei seinem zweiten Besuch vor Loubas Tür stand?

Kapitel 22.

Der verschwundene Hausbewohner.

Eine auffällige kleine Gestalt wartete auf eine günstige Gelegenheit. Als der Hausmeister außer Sicht und der Boden des Aufzugs beim Hinauffahren verschwunden war, schlüpfte der Mann aus dem trüben Tageslicht ins Haus hinein und lief die Treppenstufen hinauf.

Zwar war es morgens, aber dennoch brannte die Treppenbeleuchtung. Die Birnen waren nicht von besonderer Stärke, so daß der düstere Hausaufgang eine Menge Schatten warf.

Der Mann erreichte da Costas Wohnung, ohne bemerkt zu werden, und drückte dort auf den Klingelknopf. Mit dem Ohr lauschte er gespannt; als keine Antwort kam, nahm er einen versiegelten Brief aus der Tasche und steckte ihn unter der Tür durch, als ob er befürchtete, er könnte im Briefkasten übersehen werden.

Nachdem er sich einige Zeit vor der Tür aufgehalten hatte, als ob er auf eine sofortige Antwort hoffe, ging der Mann wieder leichtfüßig die Treppe hinunter und trat auf die Straße hinaus, wo seine unauffällige Gestalt bald untertauchte.

Er kehrte in der Dämmerung zurück, wandte dieselben Vorsichtsmaßregeln an und schlich zu da Costas Wohnung hinauf, wo er nochmals läutete. Als sich nichts regte, steckte er wieder einen Brief unter der Tür durch und wartete. Immer noch drang von drinnen nichts als Stille zu ihm heraus.

Nun nahm er aus seiner Tasche eine flache Dose Sardinen, die er durch den Briefkasten stopfte. Danach steckte er Brot, Butter und Käse, alles in kleinen Paketen, die gerade noch durch den Briefkastenschlitz gingen, hindurch und lief die Treppe hinunter. Er verschwand wie ein Schatten, als der Portier ihm den Rücken zukehrte.

Am nächsten Morgen kam er recht früh, begünstigt durch das anhaltende trübe Wetter, obgleich er ein Künstler im Unbemerktbleiben war, wenn er unbemerkt bleiben wollte. Als er herauskam, diesmal die Lieferantentreppe herab, traf er Miller, der von seinem Besuch bei Dr. Warden zurückkam. Miller war mit der ungünstigen Aufnahme beschäftigt, die seine Vermutung bezüglich Hurley Browns gefunden hatte, und schenkte daher dem kleinen Mann keine Aufmerksamkeit, der unaufdringlich an ihm vorbei in den dunklen Torbogen schlüpfte.

Weldrake nahm einen Omnibus, der ihn all eine Ecke in der Nähe von Sir Harry Marshleys Haus brachte, stieg dort ab und ließ sich bei Sir Harry melden. Er hatte Schwierigkeiten, vorgelassen zu werden, und wurde erst empfangen, als er hatte sagen lassen, daß sein Besuch etwas mit den gegenwärtigen Umständen zu tun hätte.

„Zum Henker, was soll das bedeuten?“ fragte Sir Harry schroff, als er in das Zimmer trat, in dem der kleine Mann wartete. Marshley war nichts weniger als guter Laune, denn er kam frisch von seinem zwecklosen Gespräch mit Beryl Martin und war durch die Lage, in der er sich befand, sehr beunruhigt. „Gegenwärtige Umstände? Was für Umstände?“

„Emil Loubas Tod,“ versetzte der kleine Mann mild.

„Na, was hat das mit mir zu tun?“

„Ich dachte, das bedeutet einen beträchtlichen Verlust für Sie,“ bemerkte Weldrake.

(Fortsetzung folgt.)

Polnisch-Schlesien

Eine merkwürdige Sache

In Brynow ist auf die Wohnung des Steigers Karl Gaertner ein Bombenattentat verübt worden, glücklicherweise ohne Verlust an Menschenopfern. Am Tatorte ist gleich, wie die „Polska Zachodnia“ berichtet, eine besondere Untersuchungskommission erschienen, ferner, daß der Oberkommandierende der Wojewodschaftspolizei eine Belohnung von 1000 Zloty für die Ermittelung der Täter ausgesetzt habe.

Wenn schon das genannte Blatt derartig über dieses Bombenattentat berichtet, so wird es damit schon seine Richtigkeit haben. Merkwürdig berührt es jedoch, daß die „Polonia“ einer ganz anderen Meinung ist. Sie schreibt nämlich, die Meldung über das Attentat wäre eine „deutsche Ente“ gewesen, also das heißt, daß die Sache mit dem Bombenattentat gegen die Gaertnersche Wohnung glatt erfunden sei. Nur eine Bierflasche, gefüllt mit Karbid hätte ein „irgend jemand“ geworfen. Und über diese Feststellung freut sich die „Polonia“. Diesmal können wir aber ihre Freude nicht teilen, denn tatsächlich ist an dem Bombenanschlag nichts mehr zu rütteln. Doch höchst merkwürdig ist die Beurteilung beider Blätter dieser Angelegenheit. Hat so den Anschein, als wenn die „Polonia“ so allmählich in das Lager der „Sanacja“ überläuft, was uns übrigens nicht Wunder nimmt. Und da muß natürlich die „Polonia“ sich die Gepflogenheiten der „Polska Zachodnia“ zu eigen machen. Das ist ja sehr schön! Aber außerdem wirft diese Geschichte auch noch ein bezeichnendes Licht auf die Berichterstattung der polnischen nationalistischen Presse. Derselben Presse, die sonst mit einer zügellosen Gemeinheit über Journalisten aus einem anderen Lager herfällt und gegen sie die Behörden aufhetzt. Hier haben wir wieder einmal den besten Beweis, wer eine irreführende und total falsche Berichterstattung handhabt.

Ueberzeug sind wir, daß Herr Rumun, der ja demnächst wie wir hören, als politischer Beirat in die „Polonia“ eintreten wird, nicht sehr erbaut sein wird über diesen kleinen Ansatz dieses Blattes, der Sanacja sich gefällig zu erweisen.

Und noch etwas: Wie wäre es, wenn das Oberkommando der Wojewodschaftspolizei, welches eine Belohnung von 1000 Zloty für die Ermittelung der Brynower Bombenwerfer ausgesetzt hat, laut „Polska Zachdonia“, die „Polonia“ wegen Verbreitung falscher Nachrichten am Kanthaken nehmen würde. Denn es ist doch ein starkes Stück, wenn sogar durch die oberste Polizeibehörde festgestellte Tatsachen in einer solchen Weise lächerlich gemacht werden, wie es die „Polonia“ getan hat. Würde sich solches die deutsche Presse erlauben, überhaupt der „Volkswille“..... Was dann ....

Von der Schlesischen Landwirtschaftskammer

Auf die Verordnung vom 21. Juni cr. betreffend Walddanina wird seitens der Handwerkskammer besonders aufmerksam gemacht. Danach hat in den Fällen, in denen eine Bemessung der Walddanina aus irgendwelchen Gründen überhaupt noch nicht stattgefunden hat, oder aber in denen eine Berichtigung der ursprünglichen Bemessung erfolgt, die allerdings bis zum 17. Juli d. Js., dem Tage des Inkrafttretens dieser Verordnung noch nicht rechtskräftig geworden ist, die Umrechnung der Danina in bar durch den Starosten zu erfolgen. Dies geschieht auf Grund von Holzdurchschnittspreisen, die durch die Wojewodschaftskommission für das vorhergehende Quartal festgestellt werden. Sofern allerdings vor der Rechtsgültigkeit bezw. Berichtigung der Veranlagung die ursprünglich festgesetzte Summe ganz oder zum Teil bis zum 12. Juli bezahlt worden ist, so unterliegen diese Zahlungen bezw. der auf die Abgabe entsprechend entfallende Anteil nicht der Umrechnung nach den neuen Preisen.

Der Schnapsflaschenhandel

Bis jetzt haben die Schnapsverkäufer von den Schnapstrinkern die Monopolflaschen gekauft und diese dann an das Spiritusmonopol geliefert. Für die Flaschen wurden gezahlt: Für Literflaschen 12 Groschen, Halbliterflaschen 8 Groschen und für Viertelliterflaschen 6 Groschen. Der Preis war zwar niedrig, veranlaßte jedoch die Schnapskäufer, die Flaschen abzuliefern und die Bezahlung dafür entgegenzunehmen. Die Monopolverwaltung sah jedoch sehr ungern diesem Flascheneinkauf zu und gab neue Anordnugen heraus. Monopol muß eben Monopol bleiben und setzte für jede Wojewodschaft einen „Generalflascheneinkäufer“ ein, für den Kreis kam dann der „Kreisflascheneinkäufer“ und für den Ort der „Ortsflascheneinkäufer“. Wenn wir heute durch einen Ort pilgern, so werden wir irgendwo in einem Laden ein Täfelchen mit einer großartigen Ankündigung sehen, daß hier der einzigst berechtigte Schnapsflascheneinkäufer haust und nur zu ihm sind die Schnapsflaschen zu bringen. Jeder macht sich lächerlich so gut er kann, doch hat die Sache noch einen Beigeschmack, weil die Monopolisierung des Schnapsflascheneinkaufes auf Kosten der Schnapskäufer betrieben wird, weil der Preis für die Schnapsflaschen erheblich reduziert wurde. Für eine Literflasche wird jetzt anstatt 12 nur 7½ Groschen, für eine Halbliterflasche anstatt 8 nur 5¼ Groschen und für eine Viertelliterflasche anstatt 6 nur 3¾ Groschen gezahlt. Also eine Neuerung auf Kosten der Konsumenten. Wir sind das schon bereits in Polen gewohnt.

Wenn der Zensor arbeitet . . .

Die gestrige Ausgabe des „Volkswille“ ist beschlagnahmt worden, weil der Herr Zensor den Artikel „Polen und die Ukrainer“ nicht für gut befand. Ja, mit den Herren Zensoren ist nun einmal nicht gut Kirschen essen. Ueberhaupt wo die Kirschen in Polen so teuer sind.

Uebrigens ist der „Kattowitzer Zeitung“ dasselbe Mißgeschick passiert, was uns in unserem großen Schmerze etwas tröstet,

Preisentwicklung und Lohnerhöhung

Unter der Ueberschrift Preiserhöhung und Lohnerhöhung brachte die „Kattowitzer Zeitung“ in ihrem volkswirtschaftlichen Blatt vom 26. Juli 1928 einen Artikel, der offenbar von Arbeitgeberseite eingesetzt worden war. Dieser Artikel wendet sich gegen die Lohnforderungen der Arbeiterschaft und behauptet, daß in dem letzten Jahre die Teuerung nicht gestiegen sei. Der Verfasser stützt sich dabei auf die amtlichen Indexziffern, wie sie in der Wojewodschaft Schlesien jeden Monat errechnet werden. Nach diesen Ziffern hat sich in der Tat seit dem Juni 1927 bis zum Juni 1928 nicht viel geändert.

Dazu ist zunächst zu bemerken, daß die Berechnung der amtlichen Indexziffern außerordentlich angreifbar ist. Diese Berechnungsmethode ist noch dieselbe, wie sie in Deutschland vor 5 Jahren üblich war. Seitdem ist dort eine wesentliche Reform der Indexberechnung durchgeführt worden. Auch dem Arbeitsministerium in Warschau sind die Mängel der hiesigen Indexberechnung bekannt. Auf eine Eingabe der Gewerkschaften im Anfang des Jahres hat der Arbeitsminister erklärt, daß in Kürze die Indexberechnung reformiert werden solle, daß dies aber für die Gesamtrepublik gleichmäßig geschehen müsse. Wie mangelhaft die Indexberechnung in Oberschlesien ist, kann man schon daraus ersehen, daß eine 5köpfige Arbeiterfamilie im Monat nicht mehr als 4,5 Kilogramm Fleisch im Monat verzehren soll. Dafür sind aber die minderwertigen Lebensmittel wie Brot, Kartoffeln und Kraut wesentlich stärker eingesetzt. Es ist klar, daß bei einer derartigen mangelhaften Berechnung der amtlichen Indexziffern das gewonnene Bild ein außerordentlich schiefes sein muß.

Trotzdem sprechen auch diese mangelhaften Indexziffern für die Forderungen der Arbeiter- und Angestelltenschaft. Nur darf man nicht den Fehler machen, daß man nur das letzte Jahr zum Vergleich heranzieht. Wenn man bis zum Juni 1924 zurückgeht, als der Zloty eingeführt wurde und die Löhne und Gehälter neu festgesetzt wurden, kommt man zu einem wesentlich anderen Bild. Ab 1. Juni 1924 wurde aus Anlaß der Umvalutierung und weil damals infolge der Stabilisierung der Währung es der Industrie so außerordentlich schlecht ging, die Löhne und Gehälter in einzelnen Gruppen bis fast 50 Prozent herabgesetzt. Damals versprach man den Arbeitern und Angestellten von seiten der Arbeitgeber und auch von Regierungsseite, daß bei Besserung der Wirtschaftslage die Löhne und Gehälter heraufgesetzt werden sollten, ohne daß die Teuerung zu steigen braucht. Seitdem hat sich aber auch die Wirtschaftslage wesentlich gebessert und war zeitweise glänzend, so z. B. während des englischen Bergarbeiterstreikes. Trotzdem will man sich an die damaligen Versprechungen nicht erinnern. Im Gegenteil, man hat die Löhne und Gehälter noch nicht einmal entsprechend der seit dem gestiegenen amtlich errechneten Teuerung aufgebessert. Nachstehend bringen wir den Beweis:

Am 30. 6. 1924 war der Lebensmittelbedarf der 5köpfigen Arbeiterfamilie 93,15 Zloty monatlich. Am 30. 4. 1928 war er 174,58 Zloty, also eine Steigerung von 87,42 Prozent. Einschließlich Kleidung beträgt die Steigerung von 115,73 Zloty auf 205,57 Zloty 77,63 Prozent.

Die Löhne und Gehälter sind seit dem 30. 6. 1924 wohl auch aufgebessert worden. Aber im Durchschnitt beträgt diese Steigerung höchstens 50 Prozent. Wenn also jetzt den Bergarbeitern und Angestellten der Schwerindustrie eine Zulage von 30 Prozent gegeben würde, wie diese es gefordert haben, so würden die oberschlesischen Arbeitnehmer erst das bekommen, was sie im Juni 1924 verdient haben. Wo bleibt dann aber noch die Erfüllung der Versprechen von damals und der Ausgleich für den radikalen Lohn- und Gehaltsabbau im Juni 1924 anläßlich der Stabilisierung des Zloty und der damaligen schlechten Konjunktur?

Aus dem Vorstehenden wird sich jeder unvoreingenommene Leser ein Bild gemacht haben und zu der Erkenntnis gekommen sein, daß die Forderungen der Arbeiter- und Angestelltenschaft mehr als gerecht sind und daß unbedingt deren Wünschen entgegengekommen werden muß, um eine weitere Verelendung zu verhüten.

Die Ankündigungen des poln. Eisenbahnministers

Ergreift der polnische Post- oder Eisenbahnminister das Wort zu einer Erklärung, so muß leider mit einer unangenehmen Ueberraschung gerechnet werden, die gewöhnlich darin gipfelt, daß der Bürger zu wenig zahlt und noch viel mehr zahlen sollte. Als der neue polnische Verkehrsminister Herr Kühne die Pressevertreter zu sich lud, da mußten bereits alle, daß eine Erhöhung der Bahntarife bevorstehe. Und wirklich, sie wurde prompt angekündigt. Der neue Verkehrsminister wies darauf hin, daß die Bahntarife in Polen niedrig seien, im Vergleich zu den Bahntarifen im Auslande sollen sie sogar lächerlich niedrig sein und kündigte gleichzeitig eine 20prozentige Erhöhung des Personentarifes vom 15. August an. Die Wochen- und Monatskarten sollen „nur“ um 10 Prozent erhöht werden. Der neue Verkehrsminister kommt wahrscheinlich vom Auslande her, wenn er sich auf die Auslandstarife beruft. Er hätte aber seiner Begründung der höheren Bahntarife, die er uns in Aussicht stellte, auch zufügen sollen, daß die Ausländer, die einen höheren Bahntarif bezahlen, nicht mit Zloty entlohnt werden. Sie erhalten Reichsmark, Dollars oder gar englische Pfund. Wir müssen uns mit Zloty begnügen und man gibt uns immer weniger von diesen Zloty und verteuert uns mit jedem Monat das bißchen Brot und das bißchen Fleisch und auch sonst alle anderen Artikel. Die Erhöhung der Bahntarife wird logischerweise die Erhöhung aller Lebensmittel nach sich ziehen, was eben unvermeidlich ist, denn ein Zahnrad greift in das andere. Haben alle Artikel bereits eine Runde gemacht, d. h. sind sie dementsprechend erhöht, so kommt dann der Postminister und erklärt. mit den jetzigen Einnahmen nicht mehr auskommen zu können und erhöht das Briefporto. Dem Minister wurde die Sache leicht gemacht, denn anstatt den Sejm, bestellt er zu sich die Pressevertreter. Die Herren sind brav und kuschen und der Sejm der nörgelt. Der Herr Eisenbahnminister hat es getan, jetzt kommt die Reihe an die Staatsmonopole, die können dasselbe tun und die Monopolartikel erhöhen.

Der Gütertarif wird ebenfalls erhöht, nur steht noch nicht fest, um wieviel Prozente, da er zuerst „geprüft“ werden muß. Wohl wirft die Eisenbahn Gewinne ab, aber diese sind zu niedrig. Sie hat im vorigen Jahre einen Reingewinn von 257 214 000 Zloty abgeworfen. Davon erhielt die Staatskasse 51 Millionen Zloty, für Neubauten wurden 115 200 000 Zloty verwendet und 85 Millionen Zloty sind für den Wiederaufbau der im Kriege zerstörten Gebiete gedacht. Werden die Tarife um 20 Prozent erhöht, dann wird der Reingewinn um 200 Millionen Zloty erhöht, vorausgesetzt, daß der Verkehr auf den Bahnen derselbe bleibt. Freilich, mehr kann man immer nehmen. Nur frägt es sich, ob noch welche da sind, die in der Lage sind, mehr zu bezahlen.

Kattowitz und Umgebung

Kommunales aus Eichenau.

Am 27. Juli fand hier die zweite Gemeindevertretersitzung in diesem Monat statt. Gleich nach der Eröffnung durch den Gemeindevorsteher Kosma wollte Gemeindevertreter Orzel von der Sanacja die Sitzung sprengen. Die Tagesordnung bezeichnete er als eine „traurige“, weil als letzten Punkt Verschiedenes nicht vorgemerkt war. Ferner beantragte er die Endfernung des Reporters der „Kattowitzer Zeitung“. In der Abstimmung lehnte man mit großer Mehrheit seine Anträge ab. Die Tagesordnung umfaßte nur 6 Punkte. Als 7. Punkt brachte der Gemeindevorsteher einen Dringlichkeitsantrag, welcher angenommen wurde. Punkt 1, der Tagesordnung, Bau von Stallungen in der Baracke an der Glückstraße, wurde stattgegeben. Laut Offerte erhielt den Auftrag Baumeister Kalinowski für den Preis von 1600 Zloty. Punkt 2. Umbau des Stalles bei der Schule III. in eine Wohnung wurde bis zum nächsten Jahre vertagt. Punkt 3. Ausbau der Lichtleitung auf der Glückstraße wurde genehmigt und die Kosten von 2000 Zloty an die O. E. W. bewilligt. Nun kam ein Antrag des Radfahrerklubs um Gewährung einer Subvention zur Beratung. Nach einer längeren Diskussion wurden 100 Zloty bewilligt. Diesen Beschuß erachteten die Sanacjaanhänger als eine Provokation von seiten des Gemeindevorstandes und verließen als Protest den Sitzungssaal. Doch waren es nur zwei Vertreter, weil die andern zwei durch Abwesenheit glänzten. Als nächster Punkt war die Annahme eines Zusatzstatuts über die gewerbliche Fortbildungsschule, welches in der Vorlage angenommen wurde. Als Mitglieder in das Schulkuratorium wurden gewählt. Fleischermeister Koziol Konrad, Bäckermeister Regulla, Tischermeister Mintus, und die Herren Bubik und Schidlo. Als Leiter der Fortbildungsschule wurde Lehrer Ptak bestimmt.

Punkt 6. Annahme des Statuts betreffs Neubau und Aenderung der Straßen wurde stattgegeben. Als letzter Punkt kam der Dringlichkeitsantrag des Gemeindevorstehers, Investierung der Schule II u. III zur Beratung. Diesem Antrag wurde stattgegeben, jedoch mit der Bedingung, wenn die Wojewodschaft eine angemessene Subvention dazu beiträgt. Nun schloß Gemeindevorsteher Kosma die Sitzung mit dem Bemerken, daß er seinen Urlaub antritt und Gemeindeschöffe Struzek die Geschäfte übernimmt.

Ein kühler Trunk.

In den Tagen sommerlicher Wärme und ganz besonders auf Wanderungen und Märschen, wie sie in der jetzigen Ferienzeit von jung und alt gern unternommen werden, meldet sich der Hunger weit weniger als der Durst. Ein kühler Trunk ist oft ein wahres Labsal, aber nicht selten auch zugleich die Ursache für Schmerz und Krankenlager. Wie kann man solches verhüten? Das beste Mittel, seinen Durst zu löschen, ist unstreitig Wasser. Allein, niemals sollte man Wasser trinken, das in gesundheitlicher Beziehung nicht völlig einwandfrei ist. Gerade im Wasser halten sich zur Sommerszeit besonders zahlreich allerlei Bakterien auf, die im Körper zu schwerer Krankheit, wie Typhus, Paratyphus, Ruhr und dergleichen führen können. Erst in den letzten Tagen berichteten die Zeitungen vom unheilvollen Ausgang jener Schüler-Rheinfahrt, bei der zahlreiche Kinder, wahrscheinlich durch den Genuß von Wasser aus dem Rhein, erkrankt und zum Teil sogar dieser Erkrankung erlegen sind. Ganz besonders sei auch vor dem Genuß von Wasser aus Pumpen oder Brunnen gewarnt, die oft verunreinigt oder gegen Verunreinigung nicht genügend geschützt sind. Man glaube auch nicht, daß Krankheitskeime im Wasser etwa durch den Zusatz von Zitrone oder Kognak abgetötet werden. Am ehesten dürfte klares Quellwasser im Gebirge mit einiger Sicherheit als einwandfrei betrachtet und getrunken werden können. Im allgemeinen wird man gut tun, sich nach Möglichkeit an Mineralwasser zu halten, das meistens völlig keimfrei ist. Erfrischend wirkt dabei aber auch ein Zusatz von Fruchtsäften. Auch kalter Kaffee oder Kakao können zum Löschen des Durstes verwendet werden. Ganz abwegig ist der Genuß alkoholischer Getränke. Sie sind nicht nur stets dem Körper nicht zuträglich, sondern sie löschen auch den Durst gar nicht und vergrößern vielmehr den Schweißausbruch. Daß ein kühler Trunk den Durst am schnellsten löscht, ist nicht zu bezweifeln, aber zu kaltes Trinken von Flüssigkeiten müssen wir oft gleichfalls schwer büßen. Die rasche Zufuhr eiskalter Getränke führt leicht zu einer Erkältung der Magenschleimhaut und bedingt nicht selten Koliken und Verdauungsstörungen, ja sie kann besonders bei älteren und herzkranken Leuten zu plötzlichem Tode führen. Daher trinke man Flüssigkeiten stets langsam, schluckweise und bevorzuge Temperaturen, die nicht unter 8 bis 10 Grad Celsius liegen.

Verteilungsplan über die Straßenausbau-Investierungsgelder. Wie bereits berichtet werden konnte, sind von der städtischen Finanzkommission in Kattowitz für die Vornahme dringender Straßenausbauarbeiten Gelder in Höhe von 750 000 Zloty vorgesehen worden, welche aus der Anleihe gedeckt werden. Der Magistrat in Kattowitz hat auf seiner letzten Sitzung folgenden Verteilungsplan bezüglich Verwendung des bewilligten Betrages für Investierungen bei Straßenbauten usw genehmigt. Bereit-

Börsenkurse vom 28. 7. 1928
(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich	=	8.91 zł
		frei	=	8.92 zł
Berlin	100 zł		=	46.893 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.		=	213.25 zł
	1 Dollar		=	8.91 zł
	100 zł		=	46.893 Rmk.

gestellt werden für die sogenannte außergewöhnliche Unterhaltung von Straßen als 1. Rate 70 000 Zloty, für den Ankauf von Befestigungsmaterial für Straßen, (Pflaster- und Bordsteine) 250 000 Zloty. Ausbau der ulica Krakowska im Stadtteil 2. als 1. Rate 60 000 Zloty. Ausbau der ulica Ryszarda im Stadtteil 2, 58 000 Zloty. (Der Ausbau ist erforderlich zwecks Umleitung des Verkehrs von der ulica Jozefa Hallera ab, entsprechend den später fortschreitenden Arbeiten auf der ulica Krakowska), für den Ausbau der Königshütter Chaussee als 2. Rate 50 000 Zloty. Ausbau der Brynower Chaussee 240 000 Zloty. Ankauf eines Wagens für die Kanalreinigung im Stadtteil 3, 12 000 Zl., sowie endlich für Anlagen zur Sicherung des Straßenverkehrs als 2. Rate 10 000 Zloty.

Rückkehr und Wegfahrt von Ferienkindern. Der Magistrat in Kattowitz gibt bekannt, daß die Rückkehr der Ferienkinder, welche am 3. Juli nach der Erholungsstätte Jastrzemb-Zdroj verschickt worden sind, am Montag, den 30. Juli um 6.30 Uhr abends, erfolgt. Eltern und Erziehungsberechtigte, welche ihre Kinder an dem fraglichen Tage durch den Magistrat nach der vorerwähnten Erholungsstätte verschicken ließen, werden ersucht, sich am Tage der Ankunft am Bahnhof 3. Klasse in Kattowitz rechtzeitig einzufinden, um ihre Pflegebefohlenen in Empfang zu nehmen. — Der dritte Kinder-Transport nach der Kolonie Jastrzemb-Zdroj geht am Mittwoch, den 1. August, vormittags um ½8 Uhr ab. Die Abfahrt erfolgt vom Bahnhof 3. Klasse in Kattowitz. Besondere Mitteilungen werden in diesem Falle an die Eltern noch ergehen.

Brand der Kohlenbestände. Die auf Kaiser-Wilhelmschacht der Gieschegruben lagernden Kohlenbestände, die auf 25 000 Tonnen betragen, sind in Brand geraten. Um den Brand zu dämpfen und schleunigst die Kohlenbestände abzutragen, wurde ein Teil der Belegschaft zu diesen Arbeiten herangezogen. An und für sich, wird dennoch die Verwaltung um einige Tausend Zloty geschädigt.

Janow. Seit den letzten Kommunalwahlen von 1926, hat sich die neugewählte Gemeindevertretung nebst Gemeindevorstand mehr der Pflege der Straßen gewidmet. Im vorigen Jahre wurde die ul. Lesna (Waldstraße), welche die Hauptverbindungsstraße zwischen dem Ortsteil Janow und Nickischschacht ist, gründlich neugepflastert, wobei auch noch nebenbei andere Straßen durch Ausschüttung verbessert wurden. In diesem Jahre ist vor drei Monaten mit der Neupflasterung der ul. Zamkowa (Schloßstraße) begonnen, welche früher, namentlich bei Regenzeiten unpassierbar war, welche jetzt mit der Waldstraße verbunden wird. In 2 Wochen rechnet man mit der Beendigung der Straßenarbeit und Freigebung der Straße dem öffentlichen Verkehr. Mithin würden die Hauptstraßen der Gemeinde Janow, sich vorläufig in Ordnung befinden.

Königshütte und Umgebung

Auslegung der Versicherungslisten. Der Zaklad Ubezpieczen (Landesversicherung) in Königshütte hat bis zum 6. August im Rathaus, Zimmer 42, während den Dienststunden die Versicherungslisten für die Versicherungspflichtigen in der Landwirtschaft ausgelegt. Reklamationen gegen die Höhe der angeführten Beträge können innerhalb von zwei Wochen nach Ablauf der Auslegungsfrist bei der Landesversicherungsanstalt, Abteilung landwirtschaftliche Versicherung eingebracht werden. Jedoch befreit von der Zahlung der festgesetzten Summe während des Einspruches nicht, die festgesetzte Summe muß bis zum endgültigen Entscheid entrichtet werden. Allgemeine Reklamationen, die von mehreren Personen unterschrieben werden, haben keine Gültigkeit und finden keine Berücksichtigung. Die Entrichtung der Beiträge erfolgt im Rathause, Zimmer 42.

Feuerschau. In den nächsten Tagen wird wiederum eine Kommission, der Vertreter der Polizei, des Bauamts, der Feuerversicherungsdeputation, ein Hausbesitzer und die betr. Bezirksschornsteinfegermeister angehören, eine Kontrolle auf den Böden und in den Kellern vornehmen. Jeder Hausbesitzer muß daher bedacht sein, daß die Böden, Keller usw. in bezug auf feuergefährliche Gegenstände (Holz, Stroh, Papier usw.) geräumt werden, ferner daß die Schornsteintüren in Ordnung sind und daß vor allem die Ofenbleche vor den einzelnen Oefen nicht fehlen. Die Kommission hat den Auftrag, in allen Uebertretungsfällen der Feuersicherheitsvorschriften unnachsichtlich vorzugehen.

Ein Opfer der Arbeit. Der auf Johannaschacht bei Beuthen beschäftigte Grubenarbeiter Rudolf Rurainski von der ul. Krzyzowa 35 (Kreuzstraße) wurde bei Ausübung seiner Arbeit von herabfallenden Kohlenmassen erschlagen. Der Bedauernswerte, der erst 30 Jahre alt war, hinterläßt Frau und ein Kind.

Warnung vor dem Genuß der „Brena". Der gegenwärtig verkaufte Brennspiritus (denatural) enthält überwiegend sehr starke giftige Bestandteile, welche bei Verwendung dieses Spiritus als Getränk schwere gesundheitliche Folgen nach sich ziehen können und sogar lebensgefährlich wirken. Jede Flasche, die Brennspiritus enthält, ist mit der Aufschrift „Plyn trujoncy" (giftige Flüssigkeit) sowie mit einem Totenkopfbild versehen, weshalb der Staat keine Verantwortung für etwaige Folgen übernimmt, die der Genuß von Brennspiritus nach sich ziehen kann. — Ob unsere Haldenbrüder trotz dieser Abschreckung den Genuß der „geliebten Brena" unterlassen werden?

Städtisches Pfandleihamt. Am 6. und 7. August 1928 findet in der städt. Pfandleihanstalt, ulica Bytomska 19, von 9 Uhr vormittags, ab eine Versteigerung der Pfänder bis einschließlich Nr. 55 155 statt. Das Einlösen der verfallenen Pfänder muß bis spätestens den 31. Juli 1928 erfolgen, da andernfalls ab 1. August 1928 Versteigerungskosten erhoben werden. Die vom Gesetz betreff. Leihanstalten nicht eingeschlossenen, sogenannten Depositenpfänder, werden an den obigen Tagen gleichfalls versteigert, wenn sie binnen einem Monat nach der Fälligkeit des Darlehens nicht eingelöst oder wenn die rückständigen Zinsen nicht bezahlt worden sind. Am Tage vor d. i. am 4. August 1928 ist die Pfandleihanstalt für das Publikum geschlossen. Die bei der am 6. und 7. Juli 1928 stattgefundenen **Versteigerung für den Verkauf der Pfänder von Nr. 51 178—53 889** erzielten Ueberschüsse können binnen einem Jahre gegen Abgabe des Pfandscheines bei der Kasse der städt. Pfandleihanstalt abgehoben werden.

Der Magistrat schreibt uns: W nr. 166 „Volkswille" z dnia 22-go lipca br. ukazała się w kronice lokalnej „ Z Królewskiej Huty" notatka pod tytułem: „W jakich terminach należy uskuteczniać zgłoszenia w urzędzie stanu cywilnego?" Magistrat stwierdza, że użycie w notatce zwrotu „Urząd Stanu Cywilnego w Królewskiej Hucie wyjaśnia" jest bezprawne, gdyż Urząd Stanu Cywilnego w Królewskiej Hucie żadnego wyjaśnienia w tej sprawie nie dawał nikomu, oraz że treść notatki jest mylna i może wprowadzić w błąd zainteresowanych. Wobec tego uprasza się o sprostowanie podanej wiadomości w tym sensie, że: „urodziny zgłaszać należy w Urzędzie Stanu Cywilnego najpóźniej w ciągu 7 dni, w razie gdyby termin zgłoszenia przypadł na niedzielę lub święto, należy zgłoszenie uskutecznić w dniu następnym. Wypadki zgonów należy zgłaszać w ciągu 24 godzin, gdyby termin przypadł na niedzielę, zgłoszenie uskutecznić można w dniu następnym.

W święta, przypadające na dzień powszedni, Urząd Stanu Cywilnego przyjmuje zgłoszenia zgonów w czasie od godz. 9-tej do 10-tej.

Drugi Burmistrz: Dubiel.

Myslowitz

Schießerei in Myslowitz. Nach dem sensationellen Einsturzunfall auf der Targowica wurde die Stadt Myslowitz am gestrigen Tage durch ein weiteres nicht minder sensationelles Ereignis in Atem gehalten. Die Frau des Pächters Mickler der Maute auf der Chaussee Radocha—Myslowitz bekam mit einem in dem gleichen Hause wohnhaften Speck Streit, der so scharfe Formen annahm, daß die Frau schließlich einen Revolver zog und auf den Sp. mehrere Schüsse abfeuerte. Beide Schüsse gingen fehl, trafen aber ein Mädchen, das gerade in die Arbeit ging, zweimal in den Fuß. Es sammelte sich eine aufgeregte Menschenmenge an, die Frau Mickler lynchen wollte. Die Polizei verhütete aber das Schlimmste, brachte Frau Mickler, in polizeiliches Gewahrsam und die Getroffene in das Krankenhaus.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Lipine ist die größte Zinkhüttengemeinde.

In der schlesischen Presse brach im vorigen Jahre eine arge Diskussion über den Grundstückseinkauf der Gemeinde Lipine in Krzeszowice vom Zaune. Der Gemeindeverwaltung wurde vorgehalten, daß bei der Beschaffung des 12 Morgen großen Grundstückes in Krzeszowice eine Schiebung vorgenommen ist und die Sache konnte bis heute noch nicht bereinigt werden. Tatsächlich ist der Kauf perfekt geworden und die Gemeinde wird in Krzeszowice ein Ferienheim für arme Kinder bauen. Die Absicht selbst ist lebhaft zu begrüßen.

Die Gemeinde Lipine ist eine ausgesprochene Arbeitergemeinde. Sie zählt 18 250 Einwohner und davon sind 96 Prozent Arbeiter. Das große Zinkhüttenwerk, wo die meisten Arbeiter von Lipine beschäftigt sind, beherrscht ganz den Ort und verpestet ihn mit seinen giftigen Gasen derart, daß Menschen, Tiere und Pflanzen zugrunde gerichtet werden. In Lipine ist nämlich das größte schlesische Zinkhüttenwerk vorhanden, Eigentum der „Spoka Akcyna", die auch Besitzerin der dortigen Grundstücke ist. Der Ort leidet fürchterlich unter dem großen Mangel von Erholungsstätten. Keine Parkanlagen, kein Wald ist in der Nähe vorhanden. Die Lipiner pilgern an Sonn- und Feiertagen nach Piasnike, wo ein kleiner Garten mit Gasthaus vorhanden ist, der einzigste Erholungsort in der dortigen Umgebung. Die Grundstücke in Lipine sind durch die Gruben, meistens aber durch die Schlesiengrube unterwühlt. Wenn auch unter Hinweis auf diese Bruchfelder nichts gebaut wird, so ließe sich doch an einer günstigen Stelle ein Park anlegen, der schließlich ein wenig Schatten spenden würde.

Lipine wurde vor 50 Jahren eine politische Gemeinde und ist beinahe so groß wie die Stadt Myslowitz. Der Gemeinderat besteht aus 31 Vertretern, darunter 16 Polen und 15 Deutsche. Das letzte Jahresbudget beträgt 740 000 Zloty und das Investitionsbudget 500 000 Zloty. Die Gemeinde will die Kanalisation ausbauen, was 300 000 Zloty erfordert. Dann soll ein Greisenheim für 300 000 Zloty gebaut werden. Geplant werden noch zwei Volksschulen zu je 500 000 Zloty. In Frage kommen neue, moderne Schulbauten. Für das eine Schulhaus hat die Wojewodschaft bereits 150 000 Zloty Subvention versprochen. Vorläufig hat die Gemeinde nur drei Schulhäuser, und zwar zwei polnische und ein deutsches. In den beiden polnischen werden 2500 Schulkinder unterrichtet und in der deutschen 500 Kinder. Alle Klassen in den drei Schulhäusern sind schrecklich überfüllt. Einige dortige Gemeinden, wie Schlesiengrube, Piasniki, Godulla und Lipine, haben einen Verband gegründet, die gemeinsam ein modernes Krankenhaus, insbesondere für Infektionskranke, erbauen wollen. Auch dieser Gedanke ist wärmstens zu begrüßen, weil gerade solche Krankenhäuser fehlen.

Bismarckhütte. Die Wirtschaftslage in unserer hiesigen Bismarckhütte scheint sich zu verbessern, denn in nächster Zeit sollen einige Hundert Arbeiter neu eingestellt werden. — Die Arbeiten zur Verbesserung der Wasserleitungsverhältnisse sind im vollen Gange. Die häufigen Wassermängel, wie sie gerade die Bewohner unserer Gemeinde in letzter Zeit zu spüren bekamen, werden sich also in Zukunft wohl nicht mehr einstellen. — Die Leitung der Hauptkasse macht die Steuerzahler usw. darauf aufmerksam, daß sich der Geldverkehr fortan nur noch in den Bürostunden von 8—1 Uhr abspielt. Alle anderen Antragsteller müssen abgewiesen werden. — Mehrere gefälschte 2-Zlotystücke wurden beschlagnahmt und aus dem Verkehr gezogen. Die Geldstücke sind an ihrem Gewicht leicht erkenntlich, da sie viel Blei enthalten.

Pleß und Umgebung

Aus dem Kreise Pleß. Schulvergrößerung in Gottschalkowitz. Die Gemeindevertretungen von Nieder- und Obergottschalkowitz hielten auf Anregung des Wojewodschaftsamtes eine kombinierte Sitzung ab, in der die Modalitäten für den Ausbau der derzeitigen 2klassigen Volksschule in eine 7klassige Bildungsanstalt für Volksschüler durchberaten wurden. Ein Teil der Gemeindevertreter widersetzte sich zwar der Neuerung, weil angeblich die Kinder dann weiter in die Schule zu gehen haben, dem Vernehmen nach wird sich aber das Wojewodschaftsamt in der Ausführung der einmal gefaßten Baupläne nicht durch diesen Protest beirren lassen. — In der Kreisstadt wurde in der Person des Alois Wilczek ein geisteskranker Reichsdeutscher in Schutzhaft genommen. Wie sich bei der Untersuchung in der Starostei herausstellte, hat W. in einem Anfall geistiger Umnachtung die Grenze ohne angehalten worden zu sein und ohne jegliche Grenzpapiere überschritten. Der Rücktransport dürfte in Kürze erfolgen. — In Emanuelssegen ist das große Konsumhaus in andere Hände übergegangen und wurde einer gründlichen Renovation unterzogen, so daß das stattliche Kaufhaus jetzt eine Zierde des Gemeindebildes darstellt. — Mit einer Schulneuregelung befaßte sich der Kreisausschuß in einer längeren Sitzung unter dem Vorsitz des Landrates. Es wurde eingehend die Frage der Einführung der Fortbildungsschulen in den Dorfgemeinden des Kreises durchberaten. Nach einer Verfügung des Unterrichtsministers haben mit Beginn des neuen Schuljahres alle Knaben, die aus der Volksschule austreten, automatisch weiter den Unterricht in der zuständigen ländlichen Fortbildungsschule zu besuchen. Infolgedessen stellte der Kreisausschuß ein allgemeines Ortsstatut für diese Schulen auf, das für das gesamte Kreisgebiet Geltung hat.

Rybnik und Umgebung

Furchtbarer Selbstmord. **Heute früh gegen 5 Uhr warf sich der 26jährige Fleischergeselle Viktor Grünastel in der Nähe der Hasenheide vor den nach Niedobczyce fahrenden Personenzug. G. trieb sich bereits seit 2 Tagen in der Hasenheide herum. Er stammt aus Bielitz. Augenzeugen, die auf dem hier befindlichen Felde beschäftigt sind, bot sich ein grauenvolles Bild. Der Körper wurde durchschnitten. Der eine Teil stürzte zuckend die Stelle wieder hinab, die G. kurz vorher emporgestiegen war.**

Eine seltsame Verkettung von Familienverhältnissen

Der Vater heiratet die eigene Tochter und der Bruder die eigene Schwester

In Lodz wird augenblicklich eine Familientragödie lebhaft besprochen, die sich in der Familie eines Emigranten ereignete und erst jetzt an den Tag kam. Es ist dies wirklich eine seltsame Geschichte, die darauf beruht, daß durch eine sonderbare Verkettung von Umständen der Vater die eigene Tochter und der Bruder die eigene Schwester heiratete.

Vor etwa 30 Jahren wohnte am Alten Ring 3 der Schneider Hersch Lankfus, der eine gewisse Jochwata Reis heirate. Der Ehe waren zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe entsprossen. Nach vierjähriger Ehe beschloß Lankfus, nach Amerika auszuwandern. Er führte seine Absicht auch durch und ließ seine Frau und seine beiden Kinder Hermann und Genia in Lodz zurück. In Amerika hatte er Glück und erwarb sich im Verlauf einiger Jahre ein Vermögen. Im Zentrum von Chikago eröffnete er ein großes Schneideratelier, das sehr gut prosperierte. Er vergaß nun seine Frau, die inzwischen gestorben war und heiratete zum zweitenmal. Er wurde Vater eines Mädchens, das Henriette genannt wurde. Inzwischen wuchsen seine beiden Kinder in Lodz heran. Bei Ausbruch des Weltkrieges zählte Hermann 18 und Genia 20 Jahre. In der Inflationszeit erwarb sich Hermann ein ziemliches Vermögen, mit dem er nach Palästina auswanderte, nachdem er seine Schwester in Wien untergebracht hatte, wo sie in reichen Familien Eingang fand.

Im Jahre 1923 kam die Tochter Lankfus' aus zweiter Ehe, die inzwischen 19 Jahre alt gewordene Henriette, nach Palästina, um an den Feierlichkeiten der Eröffnung der Universität in Jerusalem teilzunehmen. Hier lernten sich Hermann und Henriette kennen und lieben. Sie beschlossen, zu heiraten und machten dem alten Lankfus in Amerika davon Mitteilung. Dieser, der inzwischen zum zweitenmal Witwer geworden war, gab seine Einwilligung und faßte den Entschluß, selbst nach Europa zu reisen. Auf dem Wege nach Palästina hielt er sich in Wien auf, wo er durch eine sonderbare Verkettung der Umstände seine Tochter Genia Reis kennen lernte. Da er seinerzeit mit seiner ersten Frau nur eine kirchliche Trauung genommen hatte, ohne die Heirat durch einen Akt im Magistrat vollständig zu machen, trugen seine Kinder den Namen der Mutter, da die Frau nach der kirchlichen Trauung noch nicht das Recht hat, den Namen des Mannes zu tragen. Nach der Hochzeit kehrte Lankfus mit seiner Frau nach Chicago zurück, wohin auch bald darauf Reis mit seiner Frau kam. Erst hier kam im Verlaufe von Gesprächen die furchtbare Tatsache an den Tag, daß der Vater die eigene Tochter und der Bruder die eigene Schwester geheiratet hatte. Von dieser Erkenntnis erschüttert, reiste Lankfus sofort nach Lodz, um sich an Ort und Stelle zu erkundigen, ob die Entdeckung auf Wahrheit beruht. Die Verwandten, die er noch antraf, bestätigten ihm die Wahrheit. In den nächsten Tagen kehrt er nach Amerika zurück, wo er sich darum bemühen wird, die Ehen für ungültig erklären zu lassen.

Republik Polen

Lodz. (Ein Mädchen von einem Wüstling überfallen und vergewaltigt). Vorgestern trug sich in Helenuwek bei Lodz ein Vorfall zu, der ein Beipiel dafür gibt, wie wenig unsere Sommerfrischen bewacht werden und wie notwendig es ist, daß die Polizeiposten verstärkt werden. Der Kaufmann Goldberg aus Lodz, in der Kamienna 1 wohnhaft, wohnt mit seiner Familie seit einigen Wochen in Antoniew bei Helenuwek auf Sommerwohnung. Vorgestern nachmittag begab sich seine 23 Jahre alte Tochter Fela nach Helenuwek zu Bekannten zu Besuch. Am später Abend kehrte sie zurück und nahm den Weg durch eine lange Allee. Plötzlich löste sich aus dem Schatten der Zäune ein Mann, der das Mädchen zu belästigen begann und ihr schamlose Anträge machte. Ohne darauf zu achten, beschleunigte das Mädchen ihre Schritte, doch holte es der Mann ein, warf es zu Boden, riß ihm das Kleid und die Wäsche vom Leibe und knebelte es mit einem Strumpf, den er ihr vom Fuße zog. An seinem inzwischen ohnmächtig gewordenen Opfer verging er sich dann in schändlicher Weise. Erst in später Nacht erlangte das Mädchen das Bewußtsein wieder und schleppte sich mit dem Rest ihrer Kräfte nach Hause. Herr Goldberg benachrichtigte sofort den Polizeiposten in Radogoszcz, der eine Verfolgung des Wüstlings aufnahm. Es wurden mehrere Männer **verhaftet, die in dem Verdacht stehen, die Täter zu sein.**

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Die Geschichte von der Kreuzotter Aga

Von Otto Ehrhardt, Dachau.

An einem klaren Sommersonntag weht es brenzlich über das Moor. Irgendwo haben Kinder oder Ausflügler ein Feuer entzündet, der Wind hat es ihnen entrissen, es hat sich selbständig gemacht und wandert nun glücklich vor sich hin.

Zuerst sah ich die rote Lohe wie mit Mohnblumen aus der Kiefernplanzung winken. Eine Weile später aber lief sie schon — schnell und immer schneller — auf ihren lustigen roten Sandalen hinter dem alten Torfgraben davon. Wenn sie einen besonders guten Tanzplatz fand, ein dürres Schilfland oder ein Ried, vor dem das trockene Rohr mit seinen tausendsämigen Mooskolben bolzte, warf sie ihr rotes Feuertuch hoch über sich und pfiff und knallte vor Freude. Eine Weile stand sie vor dem Schlehendickicht still und lief dann — husch — husch — hinein mit den flinken Füßen. Was da nicht alles brannte! Schilf und Gras, dürre Brombeerranken, Nesselstauden, Klettenbüsche und morsche Reiser.

Bald aber hatte sie die Kinderschuhe vertreten. Nun pfiff und schrie sie schon ganz anders, warf rote und blaue, gelbe und grüne Funken vor sich her, ward immer kecker, wilder und frech — vertraulicher. Das, was bald darauf auf mutwilligen Flammenstiefeln nach dem Wald hinüberraste, wußte genau, was es wollte. Dort stand das mannshohe Schilf unter den Kiefern, dort hatte man Torf gestochen, dort mußte ein feiner Tanzboden sein! Es ist da zwar noch ein breiter, tiefer Bachgraben zu überspringen, aber zu was hat man denn den Wind? Er wird einem schon helfen, den feurigen Samen drüben zum Blühen zu bringen.

Doch der Mensch ist auch auf seiner Hut. Vorhin schon fuhr ein Jäger auf dem Rade eiligst durch das Moor, und jetzt sieht man schon da und dort in den Flammennebeln Gestalten, die mit Schaufeln und schweren Kiefernaxen der Brennwut zu Leibe rücken. Der Wald wird verteidigt werden!

* * *

Wo der Kiefernwald seine junge Vorhut gegen das Moor vorsendet und der Sommerglast so ganz besonders grell blinkert, hat sich die alte Kreuzotter Aga zum Sonnen hingelegt. Sie hat da einen idealen Verdauungswinkel gefunden. Einen niederen Wacholder, der so eigenartig gewachsen ist, daß er wie ein kleiner Wall ein Stück torfigen Moorboden umrandet. In dieser Sonnenbadewanne liegt sie nun breit und träge dämmernd, wie ein sauberes Stück Tauwerk aufgeschlossen, den Kopf in der Mitte und ab und zu mit dem gespaltenen Zünglein spielend. Ihre dunkle Farbe mit dem schwarzen Zickzackstreifen paßt sich vorzüglich dem braunen Torfgrund an, und man müßte schon nahe hingehen, um sie als das leider so gefährliche Tier zu erkennen, das sie nun einmal ist.

Schön ist der Tag und ungewöhnlich heiß... Es tut grundgut nach der langen, kalten Moornacht, während welcher sie unter einem alten, nassen Baumstrunk schlief, sattgefressen, wieder die Sonne zu spüren. Knisternde Sonnenglut.

Knisternde? Sie reckt den Kopf in die Höhe, bläht sich auf und zischt abwehrbereit nach dem versteckten Gegner. Nun ist sie ganz Raubtier geworden, hart und kalt, mit dem grausamen roten Licht hinter den nachtenden Augen. Steil fährt das Köpflein höher, züngelt, windet sich suchend hin und her; aber findet nichts, das ihr Grund zur Verteidigung gäbe. Nichts, als ein kleines, rotes, blitzschnell durchs Gras huschendes Mäuslein. Wo es lief, lohen die Halme auf und wirbeln als weiße Asche zu Boden... Feuer! Biß und Brand! Das ist der Gegner, der nicht zu fassen ist und vor dem nur die schnelle Flucht retten kann. Die Flucht in den nassen Sumpf oder in den Wald hinüber, unter dessen alten schützenden Baumstrünken und Erdlöchern man sich tief verkriechen kann.

Weich und geschmeidig, trotz der halbverdauten Beute, fließt die Otter durch das Gras. Ein wunderbares Spiel der Bewegung, welligen Entgleitens, Verfließens und Zusammenziehens. Fremd, unheimlich und doch schön... Bald ist sie vor dem raschen, tiefgebetteten Bächlein, über dessen dichte Verkrautung sie sonst mühelos und trocken ans jenseitige Ufer gelangte. Aber jetzt ist aus dem unscheinbaren Wasser ein breiter, tiefgestauter Wassergraben geworden, an dessen Ufer drüben zu allem Uebel noch viele mit der Brandabwehr beschäftigte Menschen stehen. Aga fürchtet das Wasser, sie schwimmt nur ungern in der Not, noch mehr fürchtet sie sich vor den Menschen, und deshalb entschließt sie sich, lieber diese doppelte Gefahr zu umgehen.

Ueber dem brennenden Moor taumeln erregte Kiebitze, Brachvögel flöten warnend, und die kühnen Mooreulen, die hier gerne brüten, fliegen jammervoll hastend und mit dem Schnabel schnappend, dicht über ihren brennenden Gelegen dahin. Wo der Brand noch nicht ist, flieht Getier. Schusselt der Igel dem schützenden Bachrand entgegen und versuchen ängstliche Fasanhennen die unflüggen Jungen aus dem Feuerbereich zu lotsen. Mäuse fahren pfeifend über die Gänge, und mitten durch die Unruhe windet sich pfeilschnell das fliehende Reptil.

Kurz vor der Stelle, wo Aga den Durchbruch in den Sumpf erhoffte, prallt sie mit dem Feuer zusammen. Sinnlos, wütend greift sie an. Aber das ist kein Gegner mit Fleisch und Knochen, dem man das lähmende Gift in die Adern spritzen kann. Er beißt sieghaft blendend von allen Seiten auf sie ein; sie muß wenden und schießt nun fauchend an der brennenden Welle entlang, um einen Durchschlupf zu finden. Einmal findet sich ein kühles Erdloch, schlieft Schutz erhoffend ein und taucht bald darauf wieder zwischen den Gräsern auf. Es war nicht tief genug, um dem Feuer Widerstand leisten zu können. Instinkt und uralte, vererbte Erfahrung warnen schnell genug vor solcher Torheit.

Das Feuer kennt keinen Weg. Es läuft der Freude seiner Flamme nach, die dort, wo sie genügend findet, lieber länger verweilt als an mageren Stätten. Wo der Grund außerdem noch sumpfig ist, kommt es nur langsam vorwärts. So bilden sich kleine Sackgassen und Zipfel, und Aaga ist, ehe sie es ahnt, in eine solche geraten. Plötzlich fühlt sie sich von zwei Seiten her bedroht und schießt in wildem Befreiungsdrange immer weiter vor bis an das Feuer. Hier kommt sie also nicht weiter! Sie wendet, läuft zurück, aber das heimtückische Element hat ihr inzwischen den Rückweg weggefressen. Nun rast sie im Kreise hin und her, bis sie endlich am Fuß einer Jungtanne zufällig ein Mausloch findet. Es scheint tief genug zu sein, und sie kriecht hinab. Es ist kühl dort unten, ganz erdbehaglich, und die zitternden Flanken beruhigen sich endlich.

Draußen ringen inzwischen die Menschen mit der Glut. Man hat das Feuer vor dem Wald abgefangen, indem man das dürre Schilf abmähte und ihm durch das schnell gestaute Wasser eine natürliche Grenze setzte. Von allen Seiten rückte man ihm gleichzeitig mit Schaufeln und Hauen tüchtig zu Leibe. Da erkennt es bald, daß es verspielt hat, und drum will es wenigstens an dem, was es noch hat, seine Freude haben....

Der torfige Boden brennt gut. Tief glüht sich die Flamme in den günstigen Boden ein, und wenn einer nun schon gar meint, es sei vorbei, und mit der Zwinge seines Stockes in den borstigen Boden stößt, schlägt ihm sofort ein helles Flämmchen entgegen. Es brennt unterirrdisch weiter!

Aga hat einstweilen noch Ruhe. Das große tölpelhafte Feuer ist harmlos über ihr hinweggefegt. Man könnte fast glauben, daß Friede sei, wenn die Hitze in der Tiefe nicht ständig zunähme. Das kommt daher: überall unter den verbrannten Wasen kribbeln kleine Glutfingerchen herum; wühlen, zupfen und greifen immer tiefer in das brennliche Erdreich hinab. Schon ist das Loch voller Qualm, aber die Schlange drückt ihre Nase nur noch tiefer in den mulmigen Boden. Sie braucht ja nicht viel Luft zum Atmen. Sie kann sich einschränken. Doch es glutet immer heißer. Sie schnürt die Glieder eng zusammen und preßt sich immer dichter an die Erde. Die gute Mutter Erde brennt ja!

Irgendwo ist der Gang durchgebrannt. Glutwind streicht in die Tiefe und entfacht neue Glut. Sengende Tropfen fallen auf ihren Leib, sie windet sich qualvoll hin und her, wühlt sich immer tiefer in den weichen Mull hinab, der zu glühen begonnen hat. Endlich hält sie es nimmer aus und fährt zischend aus der Höhle.

Von hundert bissigen Zähnen gepackt springt sie hoch in die Luft, fällt, schnellt wieder auf, wälzt sich zischend und blasend hin und her, hackt hitzig nach dem erbarmungslosen Gegner und beißt sich endlich, einmal, zweimal, dreimal — toll vor Schmerz — in den eigenen Leib...

* * *

Am anderen Morgen, der voller Sonne, Duften und Sprühen war, wanderte ich über das verbrannte Land. Unter einer sterbenden Jungfichte vor dem Walde fand ich Agas schönen Leib verbrannt und gedunsen über den schwarzen Wurzeln liegend.

Tiere im Hafenviertel

Bilder aus Konstantinopel

Zwischen der Großen Galatastraße und dem Zollkai am Bosporus, dieses Hafenviertel von Konstantinopel mit seinen Sackgassen, Durchlässen, Hinterhöfen und Gängen ist keine 600 Meter breit und nicht länger als zwei oder zweieinhalb Kilometer. — Tagsüber sieht man da nur die Fruchthändler, die bei ihren fünfzig, sechzig Melonen im kurzen Schatten eines Hauswinkels liegen und schlafen. Auf der anderen Gassenseite, grelle Häuserwände entlang, und auf der flirrenden Weiße der kleinen Plätze und im prallen, sonnenschwangeren Dunst der offenen Müllstätten hinter bröckelnder Mauer bewegen sich dann ein, zwei, drei, vier Tiere: Hunde, hintereinander schleichend, das Maul am Boden. Hunde aller Farben, Größe, Rassen, Hunde aus allen Rassen gemischt. Sie bewegen sich lautlos, hagere Flanken vom Stoß des Herzens geworfen, witternd das trockene Maul in den Staub gesenkt, halb verschmachtet und doch ohne Rast in Bewegung. — Rotäugig, schmutzig, struppig, verwildert. Nachts, auf diesen Müllhaufen und an den Hintertüren der Häuser, indes draußen auf der großen Straße das Leben schreit, kämpfen sie ihre Kämpfe, einzeln und rudelweise, beißen, balgen sich um faule Knochen lange Stunden unter Geheul.

Als die neue Zeit kam, hat man ihrer 30 000 in diesem engen Hafenviertel gefangen und auf Schiffe verfrachtet. Hat sie hinübergeführt auf die Prinzeninseln, nach Oria. Hat sie an Land gesetzt auf das kahle Eiland, dreißigtausend lebende Hunde aus Konstantinopel. Und hat sie verhungern lassen. Ihr Geheul scholl zu den vorüberfahrenden Schiffen hinüber zwei Wochen lang. Knochen, kleine Berge blasser Knochen liegen jetzt dort allenthalben zwischen den Steinen. Aber ihrer sind jetzt so viele im Hafenviertel wie ehemals. Vielleicht hagerer noch. Noch scheuer. Abwegig blickend. Feiern keuchend inmitten praller Sonne das Fest ihrer Brunst, und stieben auseinander und fort, wenn eins nahekommt, als wären sie schlechten Gewissens. Manchmal nur läßt einer die Zunge hängen. Dreht sich. Beißt, dreht sich, läuft. Läuft, beißt, ohne zu bellen. Menschen springen ihm aus dem Weg mit Geschrei. Bis ein Stein ihn trifft. Und ein zweiter Stein. Und ein Stockhieb, der den Schädel zersprengt.

Katzen. Gehst du durch eine der Giebelgassen, ein, zwei Stunden nach Mitternacht, dann findest du sie. Sie sind schwarz oder braun, selten grau, niemals weiß. Glatte, satte, mächtige Tiere, die den niederen Kopf halb über die Mauerkante heben und dir nachblicken reglos, minutenlang. Da gibt es in einem Durchlaß die Hinterseite einer geschlossenen Bar. Durch die lichtlosen Scheiben blickst du quer durch zwischen Stühlen und Tischen nach der versperrten gläsernen Vorderfront in der Quergasse. Ein Strahl Mondlichts fällt von drüben herein und spiegelt sich in Kupfergeschirr. In diese leere Bar haben Katzen irgendwie einen Weg gefunden. Ihrer fünf, sechs, sieben — kauern dort drinnen auf Sesseln, springen lange Sprünge, schnellen lautlos dahin und dorthin, daß ihre schlanken Schatten hinter den Scheiben durcheinander wirbeln, wie in einem Tanz von Dämonen.

Ihre Brunst wird auf Dächern gefeiert, auf den Firsten, auf Regenrinnen im Mondlicht, daß von ihren tollen, ineinander gekrümmten Schatten der lange, heisere Schrei ihrer Lust in das Dunkel der Gasse fällt. Furchtbar ist ihr schweigsamer Kampf. Ein Lauern, minutenlang. Der Hieb einer Tatze, prüfend noch, vorsichtig noch. Und dann entfesselt Sprung, Hieb u. Biß. Kaum ein Laut, kaum ein stimmloses Fauchen. Und immer neuer Ansprung, neuer Wirbel eingeschlagener Pranken und gefletschter Gebisse. Morgens findet sich dann wohl in einem Kanal oder dort, wo das Hafenwasser sich staut, zwischen Schiffen, unter schwimmendem Tang und Müll und Melonenresten eine zerbissene Katzenleiche, Bauch und Kehle zerfetzt.

Doch die Herrschaft über das Hafenviertel hat nicht Katze noch Hund. Der Hafen gehört den Ratten. Wenn du den Kai entlanggehst nach Sonnenuntergang, kannst du sie springen sehen, vom Schiff an das Land, vom Land auf das Schiff, schwarze Schatten. Allenthalben hocken sie in den Hinterhöfen, im Abtritt, auf den Stiegen der Keller. Fenstersimse laufen sie im Mondlicht entlang. Allenthalben auch auf den Schiffen: unter den Kohlen im Bunker, in den Rettungsbooten, in den Taurollen an Bord und im Frachtraum unten zwischen den Warenballen. Steigst du hinunter, so bleiben sie ohne Laut, so lange du die Klappe noch in der Hand hältst. Ist die Luke geschlossen, so rascheln sie in drei Ecken zugleich. Nur wenig, nur wie wenn man mit dem Fingernagel an Holz scharrt. Läßt du die Taschenlampe aufflammen, so sitzen sie dort, rundäugig, glitzeräugig, große Tiere, schlank, grau. Sie sind ohne Scheu. Trittst du näher, sie schnellen dir zwischen den Beinen durch, stürzen irgendwo ins Lichtlose. Sie fressen Früchte, Fleisch, Leder. Sie beißen den Hühnern in ihrem Verschlage die Kehle durch. Sie fressen Holz, Abfälle, Aas. Sie fressen des Fressens halber. Auf den Stiegen, in den Warenballen findest du ihren Kot. Einmal hatten wir eine mit der Falle gefangen. Sie hing mit dem linken Hinterbein im Eisen und fauchte. Wir holten die Katze. Wir sperrten die Tür ab und befreiten das gefangene Tier. Oh, es war ein toller Kampf, ein Beißen und Schlagen, ein Poltern, Rennen, Rasen die Wand entlang, ehe es zu Ende war. Wir schrien, wir lachten, wir schlugen die Schenkel vor lauter Gelächter.

Einmal legten wir Gift. Ein halber Hammel war uns verdorben. Würmer saßen schon in der Keule. Da fiel es dem Koch ein, daß er Arsenik nahm und den Braten beizte mit vielen vollen Händen Arsenik. So schmissen wir ihn in den Schiffsraum hinunter — abends wars — und machten die Luke zu. Wir tranken und sangen. Es war nach Mitternacht, da jappten wir nach den Kojen. Sagt der Koch: „Wollen sehen, wie den Ratten der Braten bekommen hat!" Und so stiegen wir hinunter, unser sechs oder acht. Oh, dort lagen sie. Lagen dort in Knäueln und Haufen unter Säcken und am Eingang in die Löcher. Lagen dort, große und kleine, verreckt und in sich gekrümmt. Eine Mutterratte mit vierzehn rötlich zarten, dünnschwänzigen Kindern — alle hatten sie den Kopf ins Genick geschoben und streckten die Beine von sich. Irgendwo pfiff es noch in der Schiffswand, pfiff in langem Qualton irgendwo in der Dunkelheit. Wir mußten noch einen Trunk tun, ehe wir in die Kojen krochen. Aber das dünne Pfeifen starb nicht. Das dünne Pfeifen ließ uns nicht los. Uns gespensterte das dünne Pfeifen noch durch den Traum. Robert Neumann.

Frau Paul

Von Frederic Boutet.

„Halb drei — — — Zum Kuckuck, da muß ich meine Tour fortsetzen. Auf Wiedersehen, Frau Paul.

„Auf Wiedersehen, Herr Morin."

Der Kunde, ein Handelsvertreter, der gekommen war, um eine Erfrischung zu sich zu nehmen, bezahlte das Glas Bier, stieg in seinen Wagen und fuhr fort. Frau Paul, eine Fünfundvierzigerin, mit müdem Gesicht unter dem mit grauen Fäden durchzogenen braunen Haar, spülte das Glas aus, stellte es auf seinen Platz, um dann durch das leere Gastzimmer ihres kleinen Wirtshauses auf die Türe zuzuschreiten. Es war sehr heiß; ein schwerer Regen begann herabzufallen, dessen große Tropfen in dem Staub der Landstraße aufschlugen.

In diesem Augenblick tauchte ein Mann auf der Straße auf, die sich gegenüber dem Haus im Wald verlor. Er war groß, trug einen zerfetzten, grauen Anzug, und einen schmutzigen Hut, der tief auf sein mageres Gesicht mit den rötlichen, graumelierten Bartstoppeln gedrückt war.

Als Frau Paul ihn über die Straße kommen sah, trat sie ins Haus zurück. Zwei Minuten später öffnete der Mann die Türe.

„Was wollen Sie?"

„Etwas zu trinken und zu essen."

Sie zuckte zusammen. Er nahm den Hut ab. Sie sah seine Augen. „Mein Gott! Du bist es! — —"

Sie ließ sich nach Atem ringend auf einen Stuhl fallen.

„Außer dir ist niemand hier, nicht wahr?" fragte er leise.

„Nein, niemand — Mein Gott! Du bist es! — — Warum hast du mir nie ein Lebenszeichen von dir geschickt? — — Was hast du denn getrieben in den zwölf Jahren, die du fort warst? — Aber, warum kommst du denn jetzt zurück?"

Er sagte nur: „Ich habe im Wald gewartet. bis ich sicher war, hier niemanden mehr anzutreffen. — — Gib mir zuerst zu essen. Sprechen können wir später.

Sie lief, ihm kaltes Fleisch, Brot und Bier zu holen. Er verschlang es schweigend. Sie konnte die Tränen nicht zurückhalten, die ihr über die Wangen rollten. Als er mit allem fertig war, schenkte sie ihm eine Tasse Kaffee und ein kleines Glas Kognak ein; da fühlte er sich besser.

„Das tut gut. Seit länger als acht Tagen habe ich nicht sitzend und zum Sattwerden gegessen. Noch ein Gläschen, ja?"

„Du bist im Elend?" fragte sie ihn.

Er breitete seine Arme aus, um seinen heruntergekommenen Zustand besser sehen zu lassen.

„Du brauchst mich bloß anzuschauen. Aber es geschieht mir schon recht; es ist ja meine Schuld. Warum bin ich fortgegangen? Warum habe ich dich verlassen? Das ist nicht das erste Mal, daß ich es bedauere, nicht das erste Mal, daß ich es bereue, du kannst mir glauben. — — Wenn ich daran denke, daß ich das Glück hatte, auf eine Frau wie dich zu fallen, fleißig und anständig, und hübsch, und alles. — — Und daß ich nach zehn Jahren Ehe und guten Zusammenlebens — — —"

Sie fuhr empört auf:

„Zehn Jahre guten Zusammenlebens? — Sei doch still; du weißt sehr gut, daß du mir immer weh getan hast! —"

„Das waren Dummheiten. Du warst wegen nichts und wieder nichts eifersüchtig — — —"

„Und das ist auch nichts und wieder nichts, daß du einfach fortgelaufen bist, ohne ein Wort zu sagen, daß du davon bist und mich mit drei Kindern zurückgelassen hast. —"

„Nein, das war eine Verrücktheit, die mich angefallen hat. Eine Verrücktheit, es gibt kein anderes Wort dafür. Aber ich bin genug bestraft worden, laß' gut sein; ich habe es genug bedauert; ich habe genug Unglück mitgemacht! —"

Er schrak zusammen. Auf der Straße waren Schritte hörbar.

„Sag' mal," fuhr er unruhig geworden fort, „man muß mich nicht gerade hier sehen, so unvorbereitet, und in diesem Zustand, was? — Wenn wir in das kleine Zimmer gingen, um ungestört zu bleiben?"

Sie führte ihn in einen kleinen Raum auf der Gartenseite. Er hatte die Kognakflasche mitgenommen.

„Geht das Geschäft gut?" fragte er.

„Ja, soso. In der ersten Zeit, als du fort warst, weiß ich nicht recht, wie ich es zustande gebracht habe, so ganz allein durchzukommen, ohne Geld, und die Kinder zu erziehen. Ich habe geglaubt, daß ich zusammenbrechen würde. Jetzt geht es so halbwegs." Sie sprach ohne Zorn. Sie hatte diesem Mann, den sie so sehr geliebt, niemals gram sein können. Sie betrachtete ihn und trotz Alter, trotz Entbehrungen, trotz Verfall fand sie an ihm Züge von dem, der er einst gewesen. Aber welche Laster und welche Sünden hatten sein Gesicht gezeichnet? — Warum trug er dieses zerfahrene Wesen zur Schau und warf Blicke voll Unruhe zum Fenster hinaus?

„Was hast du angestellt?" fragte sie ihn plötzlich.

Ein leises Zittern; sie glaubte ihn erröten zu sehen.

„Ich habe nichts angestellt! Was das für eine Frage ist? Als ich von hier fort bin aus Verrücktheit — —"

„Schweige doch! unterbrach sie ihn heftig. „Du bist mit der Buchhalterin von Herrn Deluize durchgegangen — —"

„Das ist nicht wahr. Das ist Tratsch. — — Kurzum, nachdem ich diese Verrücktheit einmal gemacht, habe ich versucht, es zu etwas zu bringen, ein Vermögen zu erwerben, verstehst du? Um dann wiederzukommen und dich um Verzeihung zu bitten. Ich habe es zu nichts gebracht. Ich bin in schlechte Gesellschaft geraten, ich habe das Geld vertan, das ich mit hatte — — — und da, verflucht noch mal, habe ich es nicht gewagt, heimzukehren. — — — Aber jetzt bin ich alt. — — — Ich wollte dich wiedersehen, bevor ich sterbe. — — —"

Sie gab keine Antwort.

Er erkundigte sich: „Wo sind die Kinder?"

„Cecile ist mit Bernard, dem Wagner verheiratet. Emile ist Kutscher bei ihnen, aber er wohnt hier. Eugenie ist Schneiderin; sie geht auf Tagelohn ins Schloß und der Jagdhüter hat um sie angehalten. Sie werden im Winter heiraten. — —"

„Ja, wie alt ist sie denn?"

„Bald achtzehn. — — —"

„Richtig — sie war fünf oder sechs Jahre, wie — Sicherlich würde ich sie nicht wiedererkennen — und die anderen auch nicht, wahrscheinlich — — Sag' mal, was glauben sie denn, daß aus mir, ihrem Vater, geworden ist? — Hält man mich für tot, was? Das wäre für alle besser — für mich als ersten —"

„Was willst du jetzt tun?" unterbrach sie ihn.

„Na ja, — — ich weiß noch nicht recht — — Könnte ich nicht — — In diesem Augenblick wäre es besser, wenn ich mich nicht zeige, verstehst du — — Ich hatte Unannehmlichkeiten — in Paris. — — O, nichts Ernstes: ein Mißverständnis — — wegen Schmuck. — — Könnte ich also vielleicht indes von hier aus Geschäfte machen, bis sich alles geklärt hat — —"

Sie wurde bleich. „Höre," erwiderte sie nach einiger Zeit. „Du kannst bleiben, wenn du willst. Trotz allem, was du mir angetan hast, werde ich dir niemals die Türe weisen. Aber die Kinder sind da. Du weißt sehr gut, daß du dich hier nicht versteckt halten kannst. Nach zwei Tagen werden alle Leute wissen, daß du hier bist. Der Jagdhüter kennt dich, und auch die beiden Gendarmen, die schon hier waren, bevor du fort bist. Du kannst dir vorstellen, wie über deine Heimkehr gesprochen werden wird. — — Man wird sich erkundigen, man wird wissen wollen. — —. Und da — ich spreche nicht von mir — aber wegen der Kinder, wegen Eugenie, die heiraten soll — Kurzum, sie haben das nicht verdient — —"

„Das! Was?" fragte er, ohne aufzublicken.

„Daß man dich hier verhaftet," stöhnte sie. „Nein, nein, du brauchst nichts zu sagen, es lohnt sich nicht. Du hast dich zu entschließen. Ich weiß ja nicht, was du riskierst. — — Du mußt es wissen. — — —" Sie schritt zu ihrer Kassenlade, die sie öffnete und kam zu ihm zurück.

„Da hast du Geld. Alles, was ich habe. — Also entschließe dich — — Wenn du bleiben kannst, wenn es keine Gefahr bedeutet — — dann ist es sehr gut. — — Du bist hier Zuhause. Man wird reden können, wie man will, das ist mir gleichgültig. — Du bist mein Mann, du bist zurückgekehrt. Das genügt. — Wenn du aber nicht bleiben kannst, — — wenn Gefahr damit verbunden ist — — Dann — dann — entscheide du selbst — überlege — Ich weiß nicht, verstehst du — —"

Sie versuchte ruhig zu sprechen. zitterte aber heftig. Er saß bestürzt da, das Geld in der geschlossenen Hand. Sie ließ ihn in der Kammer und schritt in das Gastzimmer. Nach wenigen Minuten hörte sie das Geräusch von Schritten und einer Tür. Durch das geschlossene Fenster sah sie den Mann den Garten verlassen. Er ging fort. — Der grüne Schatten der Straße, die sich im Walde verlor, nahm ihn auf.

Als sie ihn nicht mehr sehen konnte, wischte sie ihre tränentrüben Augen. „Er war nie ein schlechter Mensch," murmelte sie. (Berechtigte Uebersetzung von M. Lichtwitz.)

Nur eine Episode

Ein Arbeiter fällt . . .

Das war in den Tagen der großen Hitze.

Vormittags 11 Uhr. Heiß zittert die Luft. Die Schatten unter den Straßenbäumen sind ganz dünn. Linker und rechter Bürgersteig in Sonne gebadet. Die Wohnungen, Backöfen gleich, Hitze ausstrahlend. Menschen, vornehmlich Frauen in dieser Stunde, schleichen matt und teilnahmslos unter den Bäumen dahin. Scharfer Gärgeruch dringt aus dem Keller eines Bierlokals, beißende Fäulnis aus der Wurstwerkstatt eines Schlächters. Müde klappert eine Schere im offenen Friseurladen.

Vorn am Ausgang der Straße aber fließt Bewegung trotz Hitze und Verschmachtens. Die Hauptstraße wird neu, von Grund auf umgepflastert. Trotz sengender Hitze ein Heer von Arbeitern, emsig und ohne Pause. Zischend fahren die elektrischen Bohrer in das Zementgestein, um es zu lösen. Zitternd schwingen die Brust- und Armmuskeln der Arbeiter die Stöße der schweren Kolben mit. Ja, diese Arbeit, sie wirkt förmlich erfrischend auf die Passanten, die stehen bleiben, um einen Blick in das eigenartige Getriebe dieses Gewühls, einen Blick in die offenen Baugruben, zu den Sandmischmaschinen, zu den schwitzenden, Erde schaufelnden und Säcke tragenden Arbeitern zu werfen. Lautlos, fast wie eine heilige Handlung, vollzieht sich dieser Rhythmus der Arbeit, der unaufhörlich aufbauenden Arbeit. —

Plötzlich springt es einen an wie ein heißer Peitschenschlag, eine neue Glutwelle, die zurücktaumeln läßt. Fast zu spät merkt man, daß man neben dem offenen Koksofen steht, auf dem fließendes Blei glüht. Eine Kolonne Kabelleger verlegen in tiefer Grube ein Hauptkabel: Schwer tragen sie auf Schultern, die vom Brand schwarz sind, ein paar ein Stück Bleikabel heran.

Und da — ein Schrei! Nicht von dem, der unter seiner Last hinsank, so hinfiel, daß sein Kopf am Handwerkskarren auf das Rad aufschlug, nicht von seinem Kameraden, der unschlüssig noch seine gebundene Last zur Erde stützt! Von Frauen kam er, die am Gemüsewagen an der Ecke ihre Einkäufe machten. Sie sind die ersten, die hinzueilen, sich um den Bewußtlosen zu bemühen, seinen hängenden Kopf emporheben. Schon eilen die anderen Arbeiter hinzu, der Vorarbeiter und ein anderer fassen den Körper und tragen ihn in den Schatten eines Hausflurs. Ein Mann eilt nach Wasser, der andere bringt Schnaps. Draußen stehen die Frauen, fühlen nicht Hitze, nicht die eigene Sorge. Zorn und Mitleid streiten sich in ihren Augen und Gebärden.

Was heißt dieses Erlebnis, was bedeutet es? Keinen Namen führt es, keine Bedeutung besitzt es in diesem Prozeß, der den kämpfenden Arbeiter zwingt, in 30 Grad Hitze auf der Straße zu arbeiten. Einer fällt, um einem anderen von zehn Wartenden Platz zu machen. Nur Frauen sind es, Arbeiterfrauen, die das Gefühl für die Beziehungen zu den Dingen haben, intuitiv fühlen sie das Richtige, was die Erscheinungen erst lebendig macht. In dem fallenden Arbeiter erkannten sie das Ebenbild ihres Bruders, ihres Gatten, der als Arbeitsmann fern in der Fabrik oder bei ähnlicher Arbeit im Sonnenbrand schuftet.

Und es bedeutet nichts, nein, rein nichts, wenn auch eine aufkreischt: „Da soll der Mensch nicht umfallen, wenn er nichts im Magen hat!" Und wenn ein anderer Arbeiter sich energisch gegen solche Zumutung wehrt, als hätte sein Kamerad nicht so viel verdient, sich satt essen zu können. Die flammende, sengende Hitze schlägt jede Diskussion tot.

Am Nachmittag, beim Heimkommen aus der Stadt, sehe ich den schlanken jungen Menschen mit offenem erdverkrusteten Hemd und schweißverklebten Haaren wieder in der Schar seiner Kollegen arbeiten. Der Zwischenfall ist vergessen. Ja, er muß sich stramm halten wie beim Militär, damit er nicht unlieb auffällt. Zwang ohne Ende...

Friedrich Natteroth.

Sonntags

Von Joachim Ringelnatz.

Du redest. Du redest doch auch zu mir?
Die Kanzel ich so hoch entfernt.
Was redest du auf Lateinisch zu mir!
Ich habe doch nie Lateinisch gelernt.

Was redest du so düster und fremd?
Lache doch einmal laut!
Was trägst du für ein feierlich Hemd?
Damit wir bangen? Damit uns graut?

Was gehst du so um den Brei herum,
Um den saftigen, würzigen Brei?
Ich war so froh; nun bin ich dumm
Und risse dir gern das Hemd entzwei.

Und sähe dich gerne splitternackt,
Verzweifelten Gesichts.
Ich bin vielleicht vom Teufel gepackt.
Aber er tut mir nichts.

(Aus „Reisebrief eines Artisten". Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin, entnommen.)

Die Affäre Bachura

Von Jaroslaw Haschek.

Der Magistratspraktikant Bachura war ein junger unerfahrener Mensch, der nicht wußte, daß auf dem Magistrat für Menschen seines Schlages tausenderlei Gefahren lauern und daß es eines festen Charakters bedarf, wenn sich ein Praktikant nicht in irgendeine Korruptionsaffäre mit seinen Vorgesetzten oder ohne sie verwickeln soll. Der Magistratspraktikant Bachura wußte nicht, daß auch die Hydra Mammon lauert, um die zarten Seelen der Magistratsbeamten zu verschlingen, wie sie bereits die grauen Haare vieler Stadtverordneten verschlungen hatte.

Keine von den großen Korruptionsaffären auf dem Rathaus, die die öffentliche Meinung in Aufruhr versetzt haben, läßt sich auch nur im entferntesten mit der Affäre des Praktikanten Bachura vergleichen. Der heute korrumpierte Bachura treibt sich als Judas irgendwo in der Welt herum, denn er hat die reine Fahne des Rathauses abermals in Sumpf und Schmutz gezerrt, ja sogar — befleckt. Um also in diese ganze Geschichte einzudringen, müssen wir in dieser abscheulichen Affäre mit der Kleinseite beginnen.

Auf der Kleinseite, in dem Wirrsal altertümlicher Gäßchen, befindet sich das Gasthaus des Herrn Schedewi.

Herr Schedewi war einer von den alten gutmütigen Menschen, die der Gesundheitsvorschriften des Magistrats nicht achteten und vielleicht ganze Jahrzehnte lang die Ventilationsröhren im Pissoir münden ließ. Die Gäste beschwerten sich niemals, denn das Bier war gut, und im Pissoir war es ununterbrochen finster.

Dieses in der Korruptionsaffäre des Prattikanten Bachura eine Rolle spielende Pissoir hatte kein Fenster, das in den Lichthof geführt hätte, hatte keine Oeffnung, die wenigstens ein wenig vom Lichte Gottes in das Innere des traurigen, feuchten Raumes eingelassen hätte, um den dunklen Ort lichter und heiterer zu machen. Diejenigen aber, die herkamen, um Bier zu trinken, waren ganz zufrieden. Die konservative Kleinseite in ihrer steinernen Erstarrtheit protestierte nicht dagegen.

Aber es kam eine Zeit, in der das Tempo des modernen Lebens schließlich auch das Pissoir des Herrn Schediwi ergriff.

Eine Baukommission stellte zwei fürchterliche Dinge fest. Die in das Pissoir mündenden Ventilationsröhren — was sofort der Gesundheitskommission übergeben wurde — und das unbeleuchtete Pissoir, ohne eine an die Luft führende Oeffnung.

Und so geschah es, daß der Magistratspraktikant Bachura als Schriftführer der Baukommission die Bekanntschaft Herrn Schediwis machte. Mit einem vernichtenden Blick verfolgte er alle Bewegungen des Gastwirts, der kampflustig und fest behauptete, daß die ganze glorreiche Kommission noch nicht auf der Welt gewesen sei, als man hier bereits seine Notdurft verrichtete, und daß es auch gegangen sei. Dazu brauche man nicht sehen, wenn nur eine Abflußrinne vorhanden sei, das genüge vollkommen. Eine Tür sei da, und das sei doch eine genügend große Oeffnung, um die Luft herein zu lassen.

„Mäßigen Sie sich," sagte man ihm, „damit Sie sich nicht auch noch eine Beleidigung einer Amtsperson zuschulden kommen lassen. Glauben Sie denn, daß es ein Honiglecken ist, von einem Pissoir zum anderen zu gehen?" Dann wurde ihm angeordnet, daß er die Mauer durchbrechen und im Pissoir ein Fenster machen müsse, zumal es sich aber um eine Veränderung eines dem Gastgewerbe angehörenden Raumes handle, müsse er Pläne und ein Gesuch einreichen, um die Aenderung vornehmen zu dürfen.

Das geschah am Vormittag, am Nachmittag kam die Gesundheitskommission. Die ordnete an, die Röhren durch die Oeffnung, die gemacht werden sollte, in den Lichthof zu führen. Er war davon halb verrückt. Die Mauer muß durchbrochen werden, das hatte man ihm angeordnet. Und den Plan muß er vorlegen und um Bewilligung einreichen, damit er die Mauer durchbrechen und die Ventilationsröhren aus Gesundheitsrücksichten in den Lichthof führen darf, wo die Fenster sämtlicher Klosette im Hause münden.

Er schlief die ganze Nacht nicht und ging früh zu einem Maurermeister, um sich von ihm einen Plan für das Fenster entwerfen und durch Vermittlung eines Berufsschreibers von Gesuchen ein Gesuch überreichen zu lassen, auf Grund dessen die das Pissoir betreffenden Pläne in kürzester Frist vom hohen Magistrat genehmigt und die Durchbrechung der Mauer zwecks Anbringung eines Fensters gestattet werde, wofür er sich durch sittliches Betragen im Alter erkenntlich zeigen wolle.

Es verflossen drei Wochen, und die Erledigung des Gesuches kam nicht. Gastwirt Schediwi begab sich also zum Magistrat, um die Angelegenheit zu urgieren. Im Baureferat traf er nur den Praktikant Bachura an, denn die anderen befanden sich bereits seit neun Uhr im gegenüberliegenden Wirtshaus beim Frühstück. Jetzt war es gerade zwölf Uhr.

„Was wünschen Sie?" fragte Praktikant Bachura würdevoll.

„Ich komme wegen meines Pissoirs, junger Herr, Schediwis Pissoir auf der Kleinseite, Sie erinnern sich doch."

„Ja, ich erinnere mich," sagte Bachura feierlich, „ich denke, ich erinnere mich, und was wollen Sie eigentlich?"

„Wissen Sie, es dauert schon drei Wochen, und es würde nicht schaden, die Sache zu beschleunigen. Meine Gäste freuen sich jetzt schon wie die kleinen Kinder auf das Fenster, bei uns geschieht nämlich nie etwas, und das ist ein Ereignis."

Bachura entsann sich, daß das Gesuch bereits längst erledigt sei und in der Schublade liege. Es mußte nur noch abgeschickt werden. Aber der Chef hatte ihm gesagt: „Schicken Sie es noch nicht ab, soll so ein Gastwirt warten, ja, der Magistrat muß diese Leute fest am Zügel halten."

Er schwieg eine Zeitlang, und dann sagte er ernst: „Nun, wir werden sehen, was sich machen läßt."

Etwa eine Woche nach diesem Besuch ging Bachura über den Franzensquai. Er hatte dort nämlich Rendezvous mit einem Fräulein, das sehr froh war, einen Herrn vom Magistrat zu kennen. — Es war ein schöner Nachmittag, warm und heiter. Bachura blieb bei dem Sodawasserkiosk stehen, ließ sich ein Glas Himbeer- und ein Glas Zitronenlimonade einschenken und schritt, seines Mädchens, dem er bald begegnen mußte, sehnsütig gedenkend, wieder weiter.

Der Hradschin am Horizont, der Laurenziberg in Grün gehüllt, blühende Kastanien auf der Schützeninsel. Aber mitten in all der Schönheit befielen ihn Bauchschmerzen. Bachura hatte, bevor er von zu Hause fortgegangen war, ein Glas Yogurt, die Nationalspeise der Bulgaren, getrunken, die Himbeer- und Zitronenlimonade vollendeten den unerbittlichen Prozeß im Labyrinth der Därme des Magistratspraktikanten.

Gegenüber dem Hradschin auf dem Quai befindet sich im Park ein kleines Häuschen. Vom Quai aus kann man die Aufschrift „Für Herren", vom Kinderspielplatz in dem Park aus diskreter „Für Damen" lesen. Wie ein Löwe, wie ein durstiger Traber in der Oase zu einem Quell, wie die Assentierungskommission auf die Rekruten, stürzte Bachura nach innen. — „Erste oder zweite?" — „Zweite," sagte Bachura bescheiden, aber schnell.

Die Alte schaute ihn an und sagte: „Ich kenne Sie von irgendwo, junger Herr," und riß einen Zettel vom Block, Bachura griff ins Portemonnaie und schrie entsetzt: „Das ist nicht möglich. Ich dachte, daß ich noch einen Sechser habe."

Die Alte schaute ihn noch einmal an und sagte dann langsam, die entsetzliche Situation Bachuras auf die Spitze treibend: „Wissen Sie, woher ich Sie kenne? Von meinem Bruder Schediwi, Gastwirt auf der Kleinseite. Ich war damals zu Hause, wie Sie mit der Kommission wegen des Pissoirs bei uns waren. Nehmen Sie sich nur eine Karte, wir werden keinen Schaden an Ihnen haben." — Bachura sprang in das kleine Separee, und als er sich glücklich und fröhlich entfernte, rief die Alte ihm nach: „Und vergessen Sie nicht, junger Herr, meinem Bruder schon die Erledigung wegen des Aborts zu schicken."

Bachura schickte gleich am folgenden Tag, ohne den Chef erst zu fragen, das erledigte Gesuch und die dazu gehörenden Pläne, die bereits seit fünf Wochen genehmigt waren, an Herrn Schediwi und atmete erleichtert auf. —

Jeden Morgen vor neun Uhr hielt sich Magistratsrat Stanek in jenem kleinen Häuschen auf dem Franzensquai auf, wo Magistratspraktikant Bachura das fürchterliche Delikt verübt hatte. Der Herr Rat plauderte mit der Alten, um sich zu informieren, was die Oeffentlichkeit von der Stadtverwaltung denke, denn die Alte aus dem öffentlichen Klosett war für ihn die Stimme des Volkes. Das war nun mal sein Steckenpferd.

„Ja, Euer Gnaden, die Korruption erfaßt auch schon die Kelinsten," erzählte die Alte, „ja, diese Herren vom Rathaus, wenn man ihnen erlaubt, daß sie umsonst auszu..., gehen sie der Partei gleich an die Hand, so wie meinem Bruder..." Und sie erzählte dem Herrn Rat die ganze abscheuliche Korruptionsaffäre des Magistratspraktikanten Bachura mit allen Einzelheiten.

Heute sitzt auf Bachuras Platz bereits ein anderer Praktikant, Bachura wurde nach Beendigung der Disziplinaruntersuchung, während welcher ihm in der Angelegenheit des Gastwirts Schediwi Bestechlichkeit nachgewiesen wurde, entlassen.

Er treibt sich heute wie Judas in Europa herum, und zuletzt hat man ihn in Hamburg verdächtig in das schwarze Wasser des Kanals blicken gesehen. Jemand hat eines seiner Sellbstgespräche belauscht: „Wenn ich wenigstens ein Abonnement für das ganze Jahr bekommen hätte... Ja, ja! Kleine Diebe hängt man..."

Der Mörder Vacher

Von Henning Duderstadt.

Der Mörder Josef Vacher hockte auf seinem Schemel, den Kopf in die schwieligen Hände gestützt. Plötzlich warf er die Arme zurück, sprang empor und rannte wie irr um das kleine Viereck der Zelle herum. Dann, ganz ohne Uebergang, schleuderte er sich auf die Erde und heulte. Mählich entrang sich dem Heulenden ein einziges Wort: „Unschuldig, unschuldig, unschuldig . . .“

Josef Vacher sollte morgen hingerichtet werden. Elf Lustmorde hatte er eingestanden, die Mehrzahl der Sachverständigen hatte erklärt, er sei verantwortlich für das, was er verbrochen hatte. kurzum: der Fall war klar, und man verurteilte ihn zum Tode.

Als er sich vor den Geschworenen verantworten mußte, hatte er seine Verteidigung mit kalter Ruhe geführt, und die biederen Bürger drüben auf der Richterbank waren entsetzt über die Offenheit, mit der Vacher seine Verbrechen gestand. Dieser Mensch verleugnete jede Reue, ja zuweilen schoß wie ein Irrlicht aus seinen Augen so etwas wie Stolz, daß gerade er es gewesen war, der all dies vollbrachte. Trotzdem Personen im Gerichtssaal fühlen mochten, daß dieser ehemalige Sergeant außerhalb des Gewöhnlichen stand. sprachen doch Sachverständige und Geschworene, nicht unbeeinflußt auch durch den Lärm der Presse und das Schreien der Menge draußen auf dem Marktplatz, ihr: Kopf ab!

Und es ist eigentümlich, daß der einzige, den dieses Urteil verwunderte, Josef Vacher selbst war. Aber es regte ihn nicht weiter auf, denn es schien ihm ganz klar, daß der Präsident der Republik ihn begnadigen würde. Er war ja unschuldig.

Heute vormittag hatten sie ihn benachrichtigt, daß man ihn morgen früh hinrichten werde. Und da brach er zusammen. Er, dessen spärliche Wimpern bisher durch keine Träne genäßt waren, seit sie ihn vor neun Monaten gegriffen hatten, sah etwas stürzen. Und das war er selbst.

Seitdem schien er ein Feigling, ohne es zu sein. Angst vor dem Tode? Mumpitz! Er, der ruhig und kalt elf Menschen unter Martern hatte verrecken lassen, alte Frauen, junge Mädchen, blondhaarige Hirtenknaben, zwölfjährige Kinder, er, der am Zucken der Glieder, am Blick dieser sterbenden Augen seine Wollust gehobt hatte, pfiff auf das Sterben. Aber er wollte sein Recht. Nichts als sein Recht!

Wußten denn diese Menschen gar nicht, was er in jenen heißatmigen Mörderstunden durchlebt hatte? Ahnten sie nicht, daß hier kein Verbrecher gewütet hatte, sondern eben der Mensch? Der Staatsanwalt, dieser trockene Bursche im schwarzen Talar, hatte mit Salbung gesprochen von der „menschlichen Bestie“, und Josef Vacher hatte zustimmend mit dem Kopf genickt. Er gab ja dem Bramarbas Recht!

Der Verstand dieser lyonnäsen Dummköpfe schien sich nur das eine zu sagen, er, Josef Vacher, habe gemordet, und müsse deshalb wieder gemordet werden. Das Pack ging nach Hause, saß Arm in Arm mit Gattin oder Kokotte und brüstete sich, ein echtes Kollegium wahrhaft gerechter Richter gewesen zu sein!

Wann hatte er Arm in Arm gesessen, wann hatte er das Glück dieser Erde gesehen? Er war das Elend, das Mensch gewordene! Wenn er lachenden Menschen den Leib seziert hatte, so sollten sie sich wo anders beschweren, doch nicht bei ihm. Was schenkte denn Gott seiner Mutter das Leid, Jahr um Jahr in der Stickluft der zerfallenen Hütte zu Beaufort an der Isere neue Vachers zu werfen? O, wie hatte er seine Geschwister gehaßt, die ihm das bißchen Atem stahlen, damals, als sie sich drängten in der muffigen Kammer, kriechend, kletternd, kreischend. Er hätte sie würgen können, das Rudel!

Und war es denn Lüge, daß ihn, den dreizehnjährigen Bengel, auf der Dorfgasse ein tollwütiger Hund anfiel und biß? Blöde hatte dagesessen, monatelang, ein Tier, das fraß und soff, doch nicht mehr zu denken vermochte. Sollte man diese Töle von einem Köter hinrichten, aber nicht ihn!

Josef Vacher erhob sich, rannte auf und ab und grübelte wieder, die niedrige Stirn zu breiten Wulsten gefaltet.

O, er war ja so gut! Er sehnte sich so nach Liebe und Neigung. Er schrie nach der Braut, er irrte nach Freunden all seine Tage! Damals, als er aus den Hütten der Isere geflohen war in die Stille des Klosters Saint-genis-Lavas, war er wieder von dannen geeilt, nur weil die Brüder ihm tot erschienen, weil er zu freundlichen, liebenden Menschen wollte.

Denise Latour, die Perle von Baumes-les-Dames, er hatte sie ehrlich geliebt. Er war zu ihr gegangen, wie sie am Brunnen stand, er hatte sie angesehen, die drallen Hüften, den fleischigen Hals, die blühenden Lippen, und er hatte gefragt: „Kennst du mich noch, Denise?“ Sie schüttelte nur den Kopf.

Er war ihr nachgegangen Tag und Nacht, er hatte gefleht und gedroht, sie sagte ihm nein und lachte dazu. Und denn kam die Stunde. Denise mit einem Burschen aus der Nachbarschaft und er, Josef Vacher, sah sich auf der Gasse. Er muß sie sprechen, und wieder bittet, beschört er. Doch sie schilt ihn Trottel und Fant. Da packt es ihn. Er schießt, sieht zum ersten Male Blut, das er vergoß, und ist seit dem Augenblick Josef Vacher, der heute im Kerker sitzt.

Der Gefangene stöhnt ganz aus der Tiefe. „Denise hat Schuld, Denise hat Schuld!“

Er hatte sich ja zusammengerissen! Als er Soldat war, lobten ihn seine Vorgesetzten und machten ihn zum Sergeanten, denn militärisch war er ein Kerl. Aber seine Kameraden haßten ihn, fürchteten ihn. Er hatte keinem ein Leid getan, doch der neben ihm schlief, hatte sein Bajonett unter der Bettdecke, nur, weil er Angst hatte vor Josef Vacher. Und sie erzählten sich, daß er im Schlaf wilde Reden führe von Blut und Mord. Kein Mensch mochte ihn. Selbst wenn er zur Dirne ging und ihr seine vom kargen Solde ersparten Groschen in den Schoß warf, merkte er, daß er ihr scheußlich war. Und immer mehr verkroch sich Josef Vacher in Aerger und Einsamkeit. Warum sprach man mit ihm nicht so wie mit allen den anderen? War er denn schlechter als sie? Er trank nicht, spielte nicht, aber war er denn deshalb ein Lump?

Eines Tages war Schluß. Wieder hatte es Streitereien gegeben, er hatte zustechen wollen. Da packten sie ihn und steckten ihn in Arrest und dann in die Anstalt. Er sollte verrückt sein! Nein, er war nicht verrückt, aber ein geschlagenes Tier war er, ein Hund, den man trat seit dem Tage der Geburt und der dadurch, nur dadurch in Krankheit verfallen war. Jetzt, in der greulichen Woche, da man in Lyon über seine Mordtaten beriet hatte der einzige Arzt, der für ihn war, es gesagt: „Meine Herren. wenn Sie Krankheiten durchs Fallbeil heilen wollen, dann sagen Sie es gleich, dann schließe ich mein Referat.“ Das vergaß Josef Vacher nicht. Aber das gerade wollten die feisten Richter Lyons. Sie verachteten die Gerechtigkeit, Kranke sollten durchs Fallbeil genesen.

Damals, in Besancon, hatten sie ihn herausgeworfen aus der Maison de Santee, hatten gesagt, er sei gesund, und setzten ihn auf die Straße. Ja, und dann, und dann . . . Josef Vacher ging hastiger . . . dann begannen die Jahre der Greuel . . .

Auch das waren Worte des Staatsanwaltes.

„Die Jahre der Greuel, die Jahre der Greuel . . .“ Unaufhörlich flüsterte Josef Vacher die vier Worte, immer rascher durchmaß er den Raum. Und auf einmal, ganz jäh weiteten sich seine Augen. Seine Brust hob sich in wilden Stürzen, vor seine Lippen trat Schaum, seine Nüstern quollen auf wie die eines Hengstes, sein Bauch vibrierte, und seine Beine schlenkerten, um plötzlich, nur für einen Augenblick, sich zur Straffheit zu recken, breit und ganz wie erstarrt, und dann vorwärts zu stürmen gegen das Gitterfenster, das kleine, schmale, über Mannesmaß erhöhte. Seine Fäuste umkrampften es, sein Leib schwang sich empor, seine Lippen umrasten die kalten Stäbe, und er hing wie bewegungslos. Dann sackte er nieder, stand für Sekunden geduckt, um, ganz entmenscht im Gesicht, mit der rechten Hand sich ins Maul zu fahren und seine Zähne in sie zu stoßen. Grimmiger stets, bis das Blut floß. Und trank voll Wollust, duckte sich jäh und sank auf die Pritsche . . .

. . . Das war sein Abschied vom Leben. Und darauf lag er, in wilden Träumen, die letzte Nacht. Durchtoste den furchtbaren Zustand, der zwischen Ganzschlaf und Wachen steht. Wieder war er im Bett der Kaserne und schrie sein: „Blut, Blut, Blut! Sie wissen alle nicht, wozu ich imstande bin. Ich werde sie umbringen!“ Wieder sah er die alte Frau Lenoir, wie sie die Knie bog und ihn um Gnade bat; er aber stach, er aber schlug, er aber schnitt Wieder umarmte er die abgeschnittenen Brüste der Antoinette Blanche, wieder küßte er heiß den zerhackten Lockenkopf Francois' des Hirtenknaben. Und alles wogte in ihm.

Morgens um 4 Uhr stöberten sie ihn auf. Er sollte zum Richtplatz und wehrte sich fürchterlich. Fortwährend schrie er: „Ich will mein Recht, ich will mein Recht!“ Und straffte die Muskeln. Er entwand sich ihnen, sie griffen ihn wieder. Es war ein entsetzliches Schaustück.

Der Staatsanwalt las, der Pfaffe brabbelte etwas, Josef vernahm nichts.

Plötzlich aber, drei Schritte vorm Beil, erstarrte er. Und sprach nur sieben Worte: „Die Welt ist ein Pack von Verbrechern!“ Und ging, ganz ruhig, ganz selbstbewußt . . .

Sein Kopf war gefallen.

Und wirklich schienen die Männer, die langsam den Richtplatz verließen, ernsthaft zu glauben, die Morde Josef Vachers seien endlich gesühnt.

Hat die Pflanze eine Seele?

Von R. France.

Gegenwärtig erweckt an allen wissenschaftlichen Instituten Deutschlands ein indischer Gelehrter größtes Aufsehen durch seine Experimente vor Gelehrtenversammlungen, durch die er neue Einzelheiten des Innenlebens der Pflanzen sichtbar macht.

Es handelt sich hier um Prof. J. Bose von der indischen Universität Kalkutta, der sich seit vielen Jahren mit der Beobachtung des Wachstums und des Saftsteigens in den Pflanzen beschäftigt. Man hat in der Presse sehr phantasievolle Mitteilungen über den „wunderbaren Inder“ verbreitet, es wird darum willkommen sein, Sachliches und Richtiges über das zu hören, worum es sich handelt.

Lange vor Bose wußte die Wissenschaft, daß Pflanzen ein Innenleben haben und dem durch Bewegungen Ausdruck geben können. Wenn eine Schlingpflanze, etwa eine Bohne mit ihrem Sproßgipfel keine Stütze findet, dann vollführt sie frei kreisende Bewegungen damit, die man nicht anders als ein Suchen bezeichnen kann. Findet sie in der Höhe nichts, dann senkt sie sich und „sucht“ unten.

Ein schon seit Jahrhunderten bekannter Tropenstrauch, die Mimose, antwortet auf Berührung mit Zuklappen der Blätter, auf eine Verletzung dadurch, daß sie die Blattstiele senkt.

Zahlreiche Gewächse antworten auf einseitige Beleuchtung dadurch, daß sie ihre Blätter in der Richtung des Lichteinfalles einstellen. Beleuchtet man sie von zwei Seiten, dann bevorzugen sie die stärkere Lichtquelle. Gewisse Kleinpflanzen des Wassers, die frei beweglich sind. schwimmen sogar gleich einem Fisch auf die Lichtquelle zu. Wird das Licht aber zu intensiv, dann drehen sie an einem bestimmten Punkt um und fliehen es ebenso beharrlich, wie sie es vorhin suchten.

Derartige Dinge waren in großer Zahl bekannt und hatten zahlreiche deutsche, russische, englische usw. Naturforscher veranlaßt, anzunehmen, daß auch die Pflanzen nicht ohne Empfindung und ohne Innenleben sind, um so mehr, als man an ihrem Körper auch winzige Sinnesorgane für Lichtempfindung und Tasthaare entdeckte. An diesem Punkt führt nun Bose die Forschung um einen Schritt weiter. Er hat nicht das Seelenleben der Pflanzen entdeckt, wohl aber neue Organe für die Reizleitung, also gewissermaßen das Nervensystem. Er hält den weichen Bast in den Bäumen für die Stelle, an der sich die Leitung der Reize vorzugsweise vollzieht.

Eine andere Entdeckung von großer Tragweite ist die Feststellung, daß die Pflanze jede, auch die leiseste Aenderung in ihrer Umgebung bemerken und durch feinste Bewegungen beantworten kann. Bose hat durch seine Aufzeichnungsinstrumente, welche diese Bewegungen vergrößern, eine enorme Feinfühligkeit nachgewiesen. Wichtig ist schließlich an seinem Werk auch der Nachweis, daß in der Oberhaut der krautartigen Gewächse in den Zellen lebhafte Zusammenziehungen des Zellinhaltes einen Säftekreislauf herstellen, der an den der Tiere erinnert. Wenn man hierfür den Ausdruck prägen wollte: die Pflanze besitze ein Herz, dann geht man natürlich zu weit. Aber man darf nicht vergessen, daß das Herz nur eine Anpassung der höheren Tiere und daß die Mehrzahl der Tiere ja auch kein Herz besitzt. Es hat somit Bose auch nichts beigebracht, was die Streitfrage um die Seele der Pflanzen eindeutig beantworten würde. Auch vor ihm war der fortschrittliche Teil der Forscher überzeugt, daß sachliche Gesetze auch im Pflanzenleben wirksam sind. Auch die ihm zugeschriebene Entdeckung, er habe die Uebereinstimmung zwischen Tier- und Pflanzenleben festgestellt, wird er selbst zurückweisen müssen. Schon Jahre vor seinem Auftreten wurde das in der deutschen Wissenschaft gelehrt. Aber er hat trotzdem sehr große Verdienste. Er hat ausgezeichnete Methoden ersonnen, um diese Behauptung beweiskräftiger zu machen, und mit seiner wunderbaren und feinen Arbeitsart bedeutet er einen großen Fortschritt in der Erforschung des Lebens in der Richtung auf das Ziel: Alles Leben ist eines auf Erden, und die Natur arbeitet überall nach demselben Gesetz, das für uns gerade so gut gilt, wie für Tier und Pflanze. Darum verdient der indische Gelehrte auch die großen Ehrungen, mit denen man ihn jetzt auf seiner europäischen Rundreise an allen Universitäten empfängt.

Scherz

Von Hugo Krizkovsky

Dr. Sylvester Pennedröhk schob seine Pfeife aus dem linken in den rechten Mundwinkel, blickte einen Augenblick sinnend in das bronzene Tintenfaß nud schrieb dann vernichtende Worte.

Die kleine Schreibtischlampe warf einen scharfen Kegel. Die Feder glitt leicht über das Papier, am Kamin tickte die Uhr. Es war sehr still im großen Zimmer . . .

Herr Pennedröhk wuchtete seinen Namenszug unter den Artikel, als ihn plötzlich ein Geräusch jäh herumfahren ließ. Im Halbdunkel sah er einen Mann an der Tür stehen. Steif, wortlos, etwas gebückt. Den Hut hielt er in der Hand, Haar und Bart waren eisgrau und leuchteten wie Silber.

Der Mann stand still und regungslos, starrte zum Herrn Doktor hinüber. Gänsehaut rollte über Herrn Pennedröhks ehrenwerten Rücken, obwohl er sonst als mutiger Mann bekannt war. Die geheimnisvolle Erscheinung hatte ihn aber aus dem Gleichgewicht gerissen, das er erst nach einigen bangen Sekunden zurückgewann. Er raffte sich auf, und es gelang ihm, den Mann barsch anzufahren: „Wer sind Sie und wie können Sie sich unterstehen . . .“

Das übrige blieb unausgesprochen, denn der Mann hatte sich umgedreht, mit einer schnellen Bewegung die Tür verschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Sie waren eingesperrt.

Da aber sprang der Herr Doktor wutentbrannt auf. Sein Mut war zurückgekehrt, er fühlte sich stark wie ein Breitbart, vergaß Schmerbauch, Doppelkinn und Plattfuß und wollte sich auf den Feind stürzen. Der wich behende einen Schritt zurück und Pennedröhk blickte in die runde Mündung eines Brownings.

„Setzen Sie sich!“ befahl der Gast, und seine schwarzen Augen brannten haßerfüllt.

Wieder fuhr ein Schauer über den ehrenwerten Rücken, dieweil er sich in den Sessel drückte.

„Sie sind ein Mörder!“ flüsterte der Alte mit heißer, irrer Stimme. „Sie haben meinen Sohn gemordet! Mein einziges Kind, mein Alles! Aber ich räche ihn, ja, gestern war er bei mir, gestern nacht, bei meinem Bett hat er gestanden, ganz deutlich sah ich ihn. das blutige Loch an der Schläfe — genau wie man ihn damals brachte. Vater, sagte er, Vater, geh hin und räche mich. Morgen nacht, wenn es zwölf vom Turme schlägt, dann gehe hin. Räche mich!“

„Ich verstehe nicht, was Sie von mir wollen!“ schrie Pennedröhk verzweifelt auf. „Wer ist Ihr Herr Sohn, und was habe ich mit ihm zu schaffen?“

„Mein Sohn war Paul Pruik, er ist nicht mehr! Sie haben ihn getötet, mit Ihrer Feder, Sie haben ihm das Leben vergällt und ins Unglück gejagt, Sie haben ihn vor aller Welt verhöhnt und verspottet! Und mein armer Paul verzweifelte an sich und der Welt, ging hin und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. An der Schläfe, da, sehen Sie? Genau an derselben Stelle, wo in fünf Minuten ein Loch in Ihrem Schädel sein wird! „Ha, giftige Kröte, gleich zertrete ich dich!“

„Aber, lieber Herr,“ stöhnte der Herr Doktor, und kalter Schweiß trat auf seine Stirn, „Sie sind ja nicht normal, Sie werden doch keinen Mord begehen, haben Sie doch Mitleid mit einem Familienvater! Ihr Sohn hatte doch wirklich kein Talent zum Schauspieler, es wäre nie etwas aus ihm geworden. Wenn er sich erschießt, ist das meine Schuld doch nicht! Haben Sie Mitleid!“

„Mitleid, Mitleid,“ äffte der Irrsinnige nach, „Paulchen, mein Junge, noch zwei Minuten, dann ist es geschehen. Hörst du mich, mein Sohn?“ Er blickte lauschend zur Decke empor. Dann hob er langsam den Revolver und zielte auf Pennedröhks Stirne.

„Und meine Familie, meine Kinder!“ schluchzte Herr Doktor.

„Sie haben noch Zeit, um einige Abschiedsworte zu schreiben!“ krächzte der Alte hämisch.

Pennedröhk wandte sich um, ergriff schnell ein Papier und schrieb mit Bleistift einige Sätze. Da schlug es zwölf vom Turme . . . .

Schreckensbleich ließ der Herr Doktor den Bleistift fallen und stand auf. Seine Knie schlotterten.

Der Alte grinste höhnisch. „Gute Reise, Herr Doktor, hahaha!“ Ein Knall. Rauch . . .

Paul Pruik verbeugte sich mit einem spöttischen Lächeln.

„Es hat mich sehr gefreut, Herr Doktor,“ sagte er, steckte Perücke und Bart in die Tasche und schloß die Türe auf. „Es war mir ein Genuß, den Erhabenen sich winden zu sehen, den Allgewaltigen, der mit einem Zuge seiner vergifteten Feder Existenzen vernichtete, und vor einer Kinderpistole ins Zittern gerät! Ich würde gut tun, einen anderen Beruf zu ergreifen, schrieben Sie einmal, ich wäre die lächerlichste Figur der Berliner Bühnen! Ich habe Ihnen jetzt privat eine Probe meiner schauspielerischen Fähigkeiten vorgeführt, und die Lächerlichkeit war mehr auf Ihrer Seite.“

Dr. Pennedröhk entzündete die kaltgewordene Pfeife.

„Im übrigen“, fuhr Paul Pruik fort, „ich bin Ihnen dankbar für die amüsante Stunde, die ich in Ihrer hochzuschätzenden Gesellschaft die Ehre hatte, zu verbringen. Auf Wiedersehen!“

„Halt,“ rief Pennedröhk, „gestatten Sie mir die Bitte, Herr Pruik: Nehmen Sie zum Andenken an diesen denkwürdigen Abend jenes Papier, auf das ich angesichts des Todes verzweifelte Abschiedsworte kritzelte. Im übrigen gehe ich jetzt schlafen und empfehle mich Ihnen!“

Er verbeugte sich kühl und ging hinaus.

Der Schauspieler blickte dem Herrn Doktor verwundert nach. Dann ging er zum Schreibtisch, nahm das Papier und las:

„Lieber Herr Pruik!

Sie sprechen das „r“ immer so aus, als ob Ihnen ein Knödel in der Kehle stecken würde. Gewöhnen Sie sich das endlich ab. Außerdem macht mich Ihre Perücke nervös, die viel zu groß ist.

Ihr ergebener

Dr. Sylvester Pennedröhk.“

Rund um Verdun

Das Beinhaus von Thiaumont.

Das schreckhafteste Ueberbleibsel des großen Krieges ist zweifellos das „Beinhaus“ mit dem riesigen Soldatenfriedhof am Schlachtfeld von Verdun. Unweit der Thiaumont-Ferme steht es zwischen dem Fort Douaumont und dem Fort von Vaux am Berg — ein mächtiger Grabstein am Tag, ein grausiger Leuchtturm bei Nacht. — Ringsum auf den Hängen und in den Mulden flattern nach Zehntausenden die Kreuze — in der Mitte des „Ossuaire“, halb Luftschiffhalle mit mächtigen Toren, halb Leichenschauhaus, halb Aussichtsturm. Am Turm oben das Blitzlicht, das sich exakt um das Schlachtfeld dreht. Sechsundzwanzig „Gewölbe“ bilden das „Beinhaus“. Darin hat man den undefinierbaren Knochenhaufen von Verdun deponiert, in 52 „Sektoren“, fein säuberlich auseinandergehalten — Freund und Feind.

Hier kann man beim besten Willen keine „nationalen“ Reden halten! Hier steht der Krieg schlechtweg vor Gericht!

Eine mächtige Autostraße mündet hier. Bei Tage ballen sich um das „Beinhaus“ die Kraftwagen, die Krafträder und die Menschen, jagen sich die „Führer“, ereifern sich die Limonadenhändler u. die Andenkenverkäufer. Man „stellt sich an,“ um heiße Würstchen, helles Bier oder Whisky mit Soda zu bekommen, boxt mit seinem Nachbarn oder zankt sich mit den zahllosen Kindern herum. — Bei Nacht aber, wenn sich die große Laterne vom Leuchtturm des Todes über den großen Friedhof dreht, flackert der Krieg aus den Gräbern — der Krieg, wie er wirklich gewesen ist, voll Stumpfsinn, Schrecknis und bitterer Not. Das Karussel der Kriegsgräber-Industrie steht still — für wenige Stunden — und unter der dampfenden Erde stöhnt die Armee der unbekannten Soldaten den ewigen Fluch gegen den Mörder Krieg.

Tanz in Dinant.

Dinant. Die Stadt kennt jeder „Landser“. Hier blieb kein Stein auf dem andern. Kein Balken auf der Grundmauer.

Ich erwische einen Omnibus, der nach Dinant fährt. Eine fröhliche Stadt. Sie rühmt sich einer Zitadelle, einer frühgotischen Kirche, eines Kurhauses mit schönen, terrassenförmig ansteigenden Gärten. Die Maas hat sich endlich hier sehr breit machen können. Sie rauscht nicht mehr so pathetisch wie zwischen den Felsen. Vor dem Kurhaus drängen sich die Mädchen. Ueberall tönt Musik. Ein leichter Wind, der vom Wasser aufsteigt, mischt die Töne zu einer verwirrenden Melodie, die sich zart zwischen den Gärten verliert. Auf der Terrasse stehen weiße Tische Karree. Eine Tanzfläche, mit Teppich überdeckter Stein, ist bereit. Schon springt frech aus den Innenräumen ein Jazz. Alles lacht über sich selbst, Instrumente und Menschen. Der Himmel ist wolkenlos und ohne Ende. Die Mädchen tanzen. Unheimlich wichtig fassen die Jünglinge sie um. Die Mütter schauen zufrieden zu. Aufdringlich und sich selbst verhöhnend, plärrt das Saxophon seine Geheimnisse, die jedermann weiß, in die Luft. Sie ist dünn und gespannt wie aus Seide. Ein Mädchen tanzt allein, irgendeinen geheimnisvollen Tanz, zu Hause vor dem Spiegel einstudiert. Nichtssagend. Mehr Illustration als Kundgebung. Aber von ungebrochenem Temperament.

Der Tank von Reims.

Einige hundert Meter weiter, da, wo die deutschen Gräber sich bis an die Landstraße heranschieben, liegt ein Tank. Und wieder hundert Meter weiter, da, wo die französischen Gräben beginnen, liegt ein anderer Tank, der durch einen unter seinem Gewicht zusammenbrechenden Unterstand umkippte und in seinem Ansturm gehemmt wurde, und nun daliegt, wie er seit Jahren liegt: Mit zerfetzter Raupe und ausgenommenen Innenteilen. Wir gehen heran. Große, mit fester Oelfarbe aufgemalte Buchstaben springen in unseren Blick. „Liesel“, entzifferte ich. Sicher hieß die Liebste des jungen Feldwebels, der diesen Wagen in das Feuer führte, Liesel. Er hat sie gewiß sehr lieb gehabt. So lieb, daß er das Furchtbare, dem er und der nach seiner Liebsten benannte Wagen geweiht waren, vergaß und ihren Namen auf den Lippen, starb für das Land, das ihres Glückes Heimat werden sollte. Das Mädchen aber, das irgendwo in Deutschland wohnt und sich vielleicht längst mit seinem Schicksal ausgesöhnt hat, weiß wohl nicht, daß sein Name, der so schön nach Wald und grüner Wiese, nach Heugeruch und Heimat klingt, Tag um Tag von hundert oder tausend Ladys, die mit den Autos der Firma Cook hierhergebracht werden, buchstabiert und mitgenommen wird in ihre ferne amerikanische Heimat als eine Erinnerung an ihre Europareise, als ein Schreckwort, mit dem sie dort ihren gläubigen Verwandten das Ungeheure dessen, das sie sahen, klarzumachen versuchen. „Puuh, ick aben eine Liesel gesehen. Yes, eine richtige Liesel.“ Ungeheuer! Ein Glück nur, sie war zerstört, die Liesel! Und dann atmet man wieder auf nach dem gruseligen Bericht.

Höhe 60.

Von hier wird zur „Höhe 60“ gefahren, vorher wird aber alles vor einem Laden noch einmal ausgeladen — „here you 'il have your films“. Die Höhe habe ich nur von „außen“ gesehen. Es steht dort eine buntbemalte, freundliche Kantine, auf der in großen Lettern zu lesen ist: „No mans land canter!“, „Weil die Höhe alle Tage in anderen Händen war“, erklärte der guide. Es herrscht dort reges Leben und der Wirt hat viel zu tun. Wie ich in einer Zeitung gelesen habe, soll die Höhe zu verkaufen sein. In Dixmuiden wird gerade ein Juxplatz aufgeschlagen. Dann wird die Zuckerfabrik „gemacht“. Man sieht für zwei Franks die großen Keller, zerbrochene Eisenstangen, die das Beton trugen. Man ist zu stumpf, um die erklärenden Worte des Führers noch zu hören. Beim Hinausgehen sehe ich durch ein offenes Fenster in das Billetthäuschen hinein: im kleinen Zimmer steht eine altmodische Wiege, in der Wiege liegt ein neugeborenes Kind und äugt mich an. — Es geht gegen Abend, und man sieht noch an der Yser einen Komplex vollständig erhaltener Schützengräben — mit Blindgängern — davor die Strünke der Bäume; es fängt an zu regnen und das Herz wird zu Stein.

Ypern.

Eine schmale Gasse führt in die Stadt, an neuen Häusern, kleinen Läden vorüber. Ein Kino kündet einen Kriegsfilm an: „Das Herz des kleinen Soldaten“. — Haben Sie noch nicht genug?! An der nächsten Wand klebt ein Riesenplakat, auf dem die Freilassung eines seit Jahren eingekerkerten Flamen leidenschaftlich gefordert wird — also haben sie wieder ihre Sorgen, ihre Last, also leiden sie immer und immer noch und wieder.

Zuweilen gähnt in der Häuserreihe eine Lücke, man erblickt einige klägliche Grundmauern, als hätte es gebrannt — aber es hat etwas viel gebrannt — ein Ahnungsloser würde die Lücken kaum zu deuten wissen. Einige Windungen, noch einige Schritte — man ist an jenem Platz, wo die Tuchhallen standen. Der Atem könnte einem stocken — — —

Da ist die große Stille. Eine alte Frau kriecht gebeugt um die Ecke. Ein alter Mann mit weißem Spitzbart folgt ihr mühsam. Die sind also wiedergekommen, waren früher da, sahen, wie es war, erlebten, wie es ans Ende ging, verschwanden, kamen wieder. Dann war nichts da. Man ist etwas älter geworden, hat fünf Jahre, vielleicht noch mehr, im Elend verbracht, vielleicht noch jetzt — auch in dies Leben wurde fürchterlich eingebrochen.

Notre-Dame de Lorette.

Das unterste Gewölbe des Turmes ist das Beinhaus, ein Raum von 11:11:3 Meter. Hier liegen aufeinandergeschichtet die Gebeine von 30—40 000 unbekannten französischen Soldaten. Ein grauenvoller Anblick, der den jetzigen Besuchern vorenthalten wird! doch späteren Generationen soll dieser Raum einst geöffnet werden. Darüber ist der zugängliche Teil des Beinhauses. Wir betreten ihn durch die Eingangstür an der Vorderseite des Denkmals. Eine mächtige marmorne Grabplatte deckt die darunter liegende Gruft. Sie liegt in einer Vertiefung, die rings mit schwarzem Tuch ausgeschlagen und mit Kränzen geschmückt ist. Im Hintergrunde sehen wir hinab in den sichtbaren Teil des Beinhauses. Hier liegen viermal acht Särge aus schwarzgefärbtem Eichenholz übereinander, ebenfalls die Gebeine von Soldaten jeden Dienstgrades enthaltend. Das ganze Gewölbe trägt eine Decke aus Mosaik und wird durch acht abgeblendete elektrische Lampen, die Tag und Nacht brennen, in magischem Licht gehalten. Eine Treppe führt zur Plattform des Turmes empor, wo nächtlich ein Blinkfeuer viermal in der Minute aufblitzt und weit über die Ebene hinleuchtet.

Reklame-Büro.

In der Avenue de l'Opera in Paris befindet sich ein Reklame-Büro dieser Leichenschänder, da hängen Photographien aus dem Kriege. Auf einem der unheimlichen Bilder sieht man einen Leichnam im Militärmantel mit zerstampftem Kopf, darunter steht: „Dead Boche“. Kein Franzose würde so etwas wagen. Dazu mußten Amerikaner nach Europa kommen.

Was ich hier erzähle, ist kein Märchen. Es ist in allen Einzelheiten wahr. Vor den Ruinen der Kathedrale stehen Holzbuden, in denen Kriegsandenken verkauft werden. Und zwar so: aus Patronen und Schrapnellhülsen sind sinnige Gebrauchsgegenstände für den Haushalt hergestellt. Kunstgewebe mit Blutgeruch. Aschenbecher und Leuchter, sogar ein Kruzifix aus Patronen (für 30 Franks). Alles hat seinen Preis! Da liegen Degen, Bajonette, deutsche und französische Helme, frisch in den Schützengräben gesammelt. Auch Kriegsmedaillen sind verkäuflich. Ein sächsischer Orden zum Beispiel kostet 120 Franks.

Eine Verkäuferin mit ausländischem Akzent preist die Waren an. „Wollen Sie nicht eine kleine Kriegserinnerung?“ fragte sie freundlich lächelnd. Ich danke. Mein Bedarf ist gedeckt.

Laon.

Laon ist munter aus seinem Dornröschenschlaf erwacht, unverletzt, ohne Haß, ohne Schmerz und Schwergeburt. Es sah ja während des Krieges nur übermütige Gelage, rasselnden Betrieb. Ganz oben steht die romantische Kirche St. Martin; die Kathedrale schmiegt sich in halber Höhe an den Berg. Die ganze Stadt ist wie ein Gürtel an und um diesen länglichen Berg gelegt, eine köstliche Mauer umschließt das Innere, Höhere von den jüngeren Vierteln ab, ostwärts in hoher Mauer ruht die Zitadelle; unten beim Faubourg de Semilly liegt eine neue Kaserne.

Laon besitzt ein Erinnerungsmal von gigantischen Massen. Ein Engel, in Hochrelief aus hohem Kalkklotz gehauen, blickt starr nieder. Die Rückeninschrift lautet:

„Consience des peuples exige a
jamais des conflitis sanglants.“

(„Das Gewissen der Völker verbietet für alle Zeiten diese Schlächterei.“) Zum erstenmal auf unserer Fahrt lesen wir dies....

Bruderhaß

Eine Begebenheit aus der chinesischen Revolution

Die Revolution war in China ausgebrochen. Ich war gerade in Amoy als der greuliche Karneval begann. Einige Wochen hatte ich dort in süßem Nichtstun verbracht. Das Amoy vorgelagerte kleine Inselchen Ku-Lang-Suh hatte es mir angetan. Selten nur habe ich ein Stückchen Erde von so beispiellosem Liebreiz gesehen, wie diese Insel, die den europäischen Kaufleuten Amoys zum Wohnsitz dient. —

Ich nahm Abschied von diesem überaus idyllischen Eiland, besorgte mir einen Fahrschein von dem dortigen Agenten der „China Merchants Steamship Navigation Co.“, und fuhr mit dem kleinen Dampfer „Irene“ nach Schanghai, einen Empfehlungsbrief an einen Amerikaner Mr. Bordman in der Tasche. Ich hatte Glück. Mr. Bordman war zu der Zeit als Kriegsberichterstatter für die amerikanische Zeitung „The China Preß“ tätig und ritt jeden Tag hinaus, um auf dem nahegelegenen Kriegsschauplatz Berichte für sein Blatt einzuholen. Ich begleitete ihn fast ständig. Viel von geregelter Kriegführung hatte ich nicht zu sehen bekommen. Es war meistens ein zielloses, sehr oft zu beiderseitiger Ueberraschung führendes Aufeinanderprallen von kleineren Horden, stets in maßlos heftige Schießereien ausartend, die keiner Seite viel Schaden zufügten. Viele Bäume der Umgegend waren mit abgeschlagenen Köpfen geschmückt, entweder halbdutzendweise in einem roh gezimmerten Holzkäfig steckend oder einfach mit den Zöpfen zusammengebündelt, Gras und Erdreich reichlich mit Blut betropfend.

Wir pflegten nun jeden Morgen, wenn wir die Straße nach dem Arsenal entlang ritten, auf halbem Wege bei einem alten, liebenswürdigen, Mr. Bordman befreundeten Chinesen Rast zu machen. Gleich bei meinem ersten Aufenthalt dort merkte ich, daß der alte Mann schweren Kummer trug. Ich schrieb dies der allgemeinen Unsicherheit der Zeit und der ständig seinem Hause von seiten der Soldateska drohenden Gefahr zu, bis Bordman mir erklärte, er trauere um einen schon jahrelang zwischen seinen beiden Söhnen herrschenden Zwiespalt, der sich seit Ausbruch der Revolution derart zugespitzt hätte, daß die beiden kaum zusammentreffen könnten, ohne in heftigen Wortwechsel zu geraten. Was auch der Ursprung der Fehde zwischen den beiden gewesen sein mag, politische Meinungsverschiedenheiten brachten den glimmenden Funken zu voller Glut. Wong, der Jüngere, sowohl wie der Vater hatten sich klüglich und kurzerhand, die prekäre Lage ihres Hauses wohl erkennend, ihres Zopfes entledigt, wohl kaum einer Ueberzeugung folgend, sondern hauptsächlich, um sich und das ihrige zu schützen, wie das bei der großen Masse überhaupt der Fall war. Anders der heißblütige Li. Nichts da von Zopfabschneiden! Revolutionäre? Ach was! Räuber und Mörder sind es! Und nur Kerle, wie sein Bruder z. B., mit Wasser statt Blut in den Adern, ließen sich einschüchtern. War er wirklich einer von den wenigen politisch Reifen seiner Zeit, die sich zu einer eigenen Ueberzeugung durchgerungen hatten? Mir schien es eher, als wenn die Anwesenheit seines Bruders in dem einen Lager genügte, ihn in das andere zu treiben. Und das Unvermeidliche, von uns allen Gefürchtete und Erwartete trat ein: Li wurde gefangen genommen. —

Eines Morgens, als wir wie gewöhnlich unsere Pferde vor dem Hause anhielten, um zu frühstücken, stürzte uns der Alte entgegen. Er war in einem bejammernswerten Zustande. Seine Vaterliebe revoltierte gegen das Schicksal, das seinem Aeltesten drohte; in dem Moment, glaube ich, galt ihm der andere garnichts. Er beschwor uns zu helfen. Ich als Fremder konnte natürlich nichts tun, aber Bordman. Bekannt genug war er bei einigen lokalen Führern der revolutionären Partei; ob er aber genügend Einfluß hatte? Versucht mußte es werden, schon des Vaters wegen. Wir gingen hinein und befragten Wong nach den Einzelheiten, er wußte wenig oder gab vor, wenig zu wissen. Ich versuchte in seinem Gesicht zu lesen, welche Art von Empfindungen die Festnahme und somit der gewisse Untergang seines Bruders in ihm auslösten. Seine Züge verrieten mir nicht das geringste. Nur den Ort beschrieb er, wo sein Bruder mit anderen Leidensgefährten lag, seiner baldigen Hinrichtung entgegensehend. Zeit war da nicht zu verlieren. Nach langem Hin- und Herfragen und stundenlangem Warten stehen wir vor Li und seinen Gefährten. Die Leute waren in einem bedauernswerten Zustande. Wohl ein Dutzend waren sie wie ein Bündel blutiger Lumpen in eine Ecke zusammengeworfen, einer mit geborstenem Schädel, tot, andere mit schwersten Verletzungen. Li sah uns aus tiefliegenden Augen an. „Das ist das Werk meines Bruders!“ rief er uns entgegen, während zügelloseste Haß aus seinen Augen schlug. Entsetzt versuchten wir, ihm den fürchterlichen Gedanken auszureden; er hörte nicht. Er achtete kaum der Hoffnungen, die wir ihm machten für seine Freilassung. Hoffnungen, an die wir selbst nur wenig glaubten. Und wie wir fürchteten, so kam es. Eine halbe Stunde, nachdem wir Li verlassen hatten, ohne daß unser Dortsein den geringsten Eindruck auf ihn gemacht hatte, wurde uns die Gewißheit, daß alles Bitten und Petitionieren Bordmans nichts genutzt hatte, Li war seinem Schicksal verfallen.

Ueber alle Maßen gedrückt kehrten wir in das Haus unseres Gastfreundes zurück. Trost und Zureden halfen bei dem alten Manne nichts. Natürlich hatten wir nichts von Lis furchtbarer Anklage gegen den Bruder verlauten lassen, ich glaube, es hätte den alten Chinesen auf der Stelle getötet. Wong, mit dem ich gern gesprochen hätte, war nicht im Haus. Als er auch bei Einbruch der Dunkelheit nicht zurückgekehrt war, beschlossen wir, den Vater in seinem Schmerz und Kummer nicht allein zu lassen, sondern dort zu übernachten. Die Nacht brachte uns wenig Ruhe. Die Knallerei ging mit Dunkelwerden von neuem los. Feuerschein hier und dort, Geschrei und Gejohle. Welche Verbrechen wurden nicht zu jener Zeit unter dem Schutze der Dunkelheit begangen.

Wir waren zeitig auf am nächsten Morgen. Bordman und ich hatten etwas Frühstück zu uns genommen und ließen gerade unsere Pferde satteln, als Wong angestürzt kam in fürchterlicher Erregung. Soeben würden Li und seine Mitgefangenen zum Richtplatz geschleppt. Einen Blick warf ich in das Zimmer des alten Chinesen, Gott sei Dank, er schlief noch; dann stürzte ich Bordman nach, der schon in langen Sätzen vor mir hereilte. Neben mir lief Wong schweratmend, so daß ich das keuchende Arbeiten seiner Lungen hören konnte. Was wollte er? Der Hinrichtung seines Bruders beiwohnen? Sich vielleicht daran weiden? Etwas Feindseliges gegen Wong stieg in mir hoch. Aber schließlich, was wollte ich denn? Und was wollte Bordman? Heute weiß ich es, es war nicht krankhaft sensationslüsterne Schaulust, die z. B. eine Volksmenge treibt, sich ein derartiges Schauspiel anzusehen, nein, es war etwas anderes namenlos Unheimliches, welches uns jenem entsetzlichen Geschehnis entgegentrieb. Gänzlich außer Atem langten wir auf dem Platze der Exekution an. Sie war in vollem Gange. Schon waren zwei Kulis dabei, das erste halbdutzend, abgeschlagener, mit den Zöpfen zusammengebundener Köpfe an einen Baum zur Warnung aufzuhängen. Ganz nahe standen wir. Scheußlich bleckten die gelben Gebisse aus den verzerrten Gesichtern. Scheinbar noch Ausdruck in den gebrochenen Augen. Voller Ensetzen wollte ich mich abwenden, da packte Bordman mich hart am Arm. Er schrie mir etwas zu. Was war es? Er zeigte mit dem Arm. Dort! Gerechter Gott! Das war Lis Kopf, der soeben fiel. Neben mir stöhnte es auf wie ein todwundes Tier. Es war Wong. Auch er hatte gesehen, regungslos mit hervorquellenden Augen stand er. Wieder sammelte ein Kuli gleichgültigen Blicks die gefallenen Köpfe, sechs davon bei den Zöpfen hinter sich herschleifend. Auch der zuletzt gefallene, Lis Kopf, ist darunter. Da kommt Leben in die Gestalt neben mir. Mit einem Schrei, der mir noch heute in den Ohren gellt, stürzt er auf den stoisch seine grause Last schleppenden Kuli los. Was will er, was hat er im Sinn? Will er das Haupt des verratenen Bruders vor dem letzten Schimpf bewahren? Jetzt hat er den Kuli erreicht, zusammenprallend stürzen beide zu Boden. Wong ist von dem Stoß direkt auf das Bündel Köpfe geschleudert. Alles ist wie gelähmt vor Schreck. Ein Moment atemloser Stille. — Dann quält sich aus dem blutigen Haufen ein so entsetzlicher Schrei hervor, daß mein Begleiter und ich uns vor schüttelndem Grauen aneinander klammern. Ein Schrei, gurgelnd, erstickend und voller unsagbarem Entsetzen, mit seiner greulichen Kadenz die frische Morgenluft durchgiftend. Wong hat ihn ausgestoßen — ist emporgeschnellt, mit den Händen etwas an seine Brust drückend. Drückend? Nein, er versucht es fortzureißen, mit aller Macht wegzuschleudern, es gelingt ihm nicht. Es ist ein Kopf, einer von der scheußlichen Menge am Boden, der da irgendwie an ihm festsitzt. Noch ein paarmal taumelt er im Kreise herum, wie wahnsinnig an der schauerlichen Last zerrend, dann fällt er röchelnd vornüber. —

Sekunden nur hat das Schreckliche gedauert. Jetzt kommt Leben in die wie gelähmt herumstehenden Zuschauer. Auch ich fasse mir ein Herz und trete heran. Zwei Soldaten drehen Wong herum, er ist tot. An seinem Halse hängt Lis Kopf, die Zähne tief in die Gurgel des Bruders geschlagen. Die Soldaten versuchen ihn zu lösen. Es geht nicht. Sie versuchen mit Gewalt den Kopf von seinem Opfer zu reißen. Entsetzlicher Anblick! — Nur fort! So schnell wie möglich fort! Bald findet sich auch Bordman wieder zu mir. Was war geschehen? Hatte da etwas mitgespielt, was wir nicht begriffen, nicht begreifen konnten? — Oder war all das Grausige, dem wir eben beigewohnt hatten, dem Zufall zuzuschreiben? Zufall, daß Wong auf die Stelle geschleudert wurde, wo die Köpfe lagen? Zufall, daß die Muskeln des eben vom Rumpf getrennten Kopfes gerade in dem gegebenen Moment eine Reflexbewegung machten, die sich in dem todbringenden Biß auswirkte? Gleichwie, einem von uns lag es ob, dem ärmsten aller Väter die fürchterliche Nachricht zu bringen. Ich fühlte mich nicht stark genug, es zu übernehmen, auch kannte Bordman ihn länger und besser. Armer, alter Mann. Beide Söhne in einer Stunde verloren und auf welch furchtbare Art und Weise. Mit bedrücktem Gesicht sah ich meinen Begleiter im Haus verschwinden, seine traurige Mission auszurichten, während ich eilig meine Straße nach Schanghai zurücktrabte.

Freigewerkschaftliche Rundschau

Das Ende der freien Wirtschaft

Am 31. Mai d. Js. wurde anläßlich der Tagung des Verbandes der Betriebswirtschaftler an deutschen Hochschulen in Wien vom Professor der Betriebswirtschaftslehre an der Universität Köln, Schmalenbach, eine Rede über die „Betriebswirtschaftslehre an der Schwelle der neuen Wirtschaftsverfassung" gehalten.

Man kann sicher keinen in den letzten Jahren gehaltenen Vortrag anführen, der so lebhaft wie der vorliegende in der deutschen Presse besprochen wurde und der zu so vielen Kommentaren in den Blättern Veranlassung gab. Hat Professor Schmalenbach denn so etwas durchaus Neues gesagt, wodurch plötzlich ein neues Licht auf wirtschaftliche Erscheinungen gefallen ist?

Im allgemeinen kann dies nicht behauptet werden. Prof. Schmalenbach, der außerhalb des eigentlichen Kreises der Betriebswirtschaftler hauptsächlich durch sein Gutachten über die Rentabilität des deutschen Bergbaues bekannt ist, hat in seinem vorgenannten Vortrage so einfach und klar, wie irgend denkbar ist, für jeden, der hören will, den wirklichen Charakter der modernen Wirtschaft entfaltet.

Prof. Schmalenbach hält es für wahrscheinlich, daß die Wirtschaftsgeschichte kommender Jahrhunderte das 19. Jahrhundert vermutlich als das Jahrhundert der freien Wirtschaft bezeichnen wird und zwar, weil diese sich an eine gebundene Wirtschaft anschließt und weil es wieder eine gebundene Wirtschaft ist, die ihr folgt. Vorauf ging die Epoche einer aus Stadt und Land bestehenden Wirtschaftsgemeinde, deren industrieller Teil durch das System der Zünfte beherrscht war. Nach dem Zeitabschnitt der freien Wirtschaft ist jetzt die Periode angebrochen, in der das wirtschaftliche Leben von Kartellen, Trusts und anderen Monopolgebilden, Staatseisenbahnen, Staatsposten, staatlicher Preisregelung für Kohle, Kali, Wohnungsmieten, staatlicher Festsetzung von Lohntarifen usw. beherrscht wird. „Und so stehen wir am Ausgang einer alten und am Beginn einer neuen Wirtschaftsperiode. Die Periode, von der zu scheiden wir im Begriffe sind und die wir die freie nannten, war eine Wirtschaftsperiode von so eigentümlicher Struktur, wie sie vielleicht niemals wiederkommen wird". Ganz und gar verwirklicht hat diese neue Wirtschaftsform sich noch nicht; wir stehen jedoch mitten darin und sind also mit allen Vor- und Nachteilen behaftet, die dieser neuen Generation zu eigen sind.

Von einem bewußten Handeln, von einem entschiedenen Willen, um zu einer neuen Wirtschaftform zu gelangen, ist keine Rede. Ein freier Wille der Unternehmer, um selbst noch einen Weg zu bestimmen, ist ausgeschlossen. „Nicht Menschen, sondern starke wirtschaftliche Kräfte sind es, die uns in die neue wirtschaftliche Epoche hineintreiben. Es ist sogar festzustellen, daß nahezu alle unsere Wirtschaftsführer wenigstens theoretisch ausgesprochene Gegner der wirtschaftlichen Ideen sind, die der neuen Wirtschaftsform den Untergrund geben".

Schmalenbach untersucht weiter die eigentliche Ursache der großen wirtschaftlichen Wende, die jetzt stattfindet, und er gelangt zu der Schlußfolgerung, daß diese auf einen wichtigen Faktor zurückgeführt werden kann: Die Verschiebung der Produktionskosten innerhalb des Betriebes. Er drückt dies näher folgendermaßen aus: „Der Anteil der proportionalen Kosten am Produktionsprozeß ist kleiner und der Anteil der fixen Kosten ist immer größer geworden, und zwar so sehr, daß schließlich der Anteil der fixen Kosten für die Produktionsgestaltung bestimmend wurde". Entsprechend dem Anwachsen der fixen Kosten ist hiermit von selbst das Eintreten in die „gebundene Wirtschaft" verbunden. Es wird festgestellt, daß dieser Prozeß noch nicht vollkommen abgeschlossen ist, sondern im Gegenteil stets stärker wird, so daß irgendwelche Hoffnung, daß wir wieder zur freien Wirtschaft zurückkehren würden, vollkommen ausgeschlossen ist. Zu den fixen Kosten gehört in erster Linie die mit der fortgesetzten Steigerung der Betriebsgröße verbundene gewaltige Ausbreitung des Leitungsapparates, der in Zeiten der Krise wie in denen der Hochkonjunktur gleich unentbehrlich ist. Dazu kommt, daß die Zwangsläufigkeit in den modernen Betrieben immer größer wird. Schmalenberg nennt hier die Fließarbeit, die notwendige Reihenfolge der Produktion und das Tempo, die als den Geboten der Zwangsläufigkeit unterliegen. Unabtrennbar verbunden ist damit die wachsende Steigerung der Kapitalintensität. Er gibt hier das Beispiel eines großen Kesselhauses mit Staubfeuerung. Ueberall Kessel und Leitungen und nur hier und da, fast verborgen, ein einzelner Mann. Der ganze Betrieb verursacht nur wenig Ausgaben in Form von Löhnen, aber viel fixe Kosten, hohe Zinsen und hohe Abschreibungen. Ueberall machen sich dieselben Erscheinungen bemerkbar. Ueberall steigen die Anlagewerte mehr als andere Bilanzposten außer den Kapitalkonten. Worin besteht nun der kennzeichnende Unterschied zwischen den proportionalen Kosten und den fixen Kosten?

Von den Ersteren ist die Rede, wenn die Kosten direkt mit der Produktion in Zusammenhang stehen, so daß also mit jedem erzeugten Stück, jeder geförderten Tonne verhältnismäßig die Kosten zunehmen, was in der Periode, in der der Lohnanteil an den gesamten Produktionskosten noch groß war, der Fall — wir dürfen wohl sagen: gewesen ist. Ist der größte Teil der Unkosten jedoch fix, dann hat Verminderung der Produktionskosten nicht die Bedeutung einer entsprechenden Verminderung der Unkosten. Wenn die Preise eines Artikels sinken, dann wird es sogar unter bestimmten Umständen noch vorteilhafter sein, unter den durchschnittlichen Preisen zu produzieren. Selbst wenn in einem derartigen Falle mit Verlust gearbeitet werden würde, dann würde der Verlust noch weit geringer sein, als wenn überhaupt nicht gearbeitet würde. Warum? Weil, wie schon oben angegeben wurde, die Betriebskosten im allgemeinen doch die gleichen bleiben.

Es ist bemerkenswert, daß da, wo Kartelle und andere monopolartige Gebilde während der letzten Jahre entstanden sind, dies immer Betriebe betraf, deren fixe Kosten sehr hoch waren: im Verkehrswesen, im Bergbau, bei den Hüttenwerken, bei den Industrien der großen Ofenanlagen; viel weniger und viel später in der Textilindustrie, in der Fertigindustrie für Eisen und Holz.

Diesen neuen Organisationsformen haften viele Gebrechen an. Schmalenbach zählt eine Anzahl derselben auf: nicht mehr wie bisher ist eine gewisse Sicherheit dafür gegeben, daß tüchtige, leistungsfähige Menschen sich durchsetzen; übertriebener Bürokratismus unwirtschaftliche Verwaltungseinrichtungen, Verstöße gegen das wirtschaftliche Prinzip bei der Beteiligungsquote usw. Warum diese neue gebundene Wirtschaft sich dann doch durchsetzt? „Da muß man sagen, daß diese Wirtschaft trotz aller ihrer Torheiten der alten freien Wirtschaft zu einem großen Teile überlegen ist. Sie ist es hauptsächlich deshalb, weil die Existenz der fixen Kosten für die alte Wirtschaft so wenige mehr taugte und so unhaltbare Zustände erzeugte, daß selbst eine schlechte, selbst eine geradezu stümperhaft organisierte gebundene Wirtschaft das Uebergewicht bekommt". Darum ist es ausgeschlossen, daß wir wieder zu den früheren Wirtschaftsformen zurückkehren werden. Darauf ist es auch zurückzuführen, daß keine einzige Antitrustgesetzgebung, in welchem Lande sie auch eingeführt wurde, irgendwelchen wesentlichen Nutzeffekt gezeitigt hat.

Der Vortrag von Schmalenbach, der vorstehend nur gedrängt zusammengefaßt ist, gibt die Richtung wieder, in der die Wirtschaft sich unwiderruflich bewegt, und verstärkt wieder einmal die Auffassung, daß wir in einer Epoche leben, in der infolge der größeren konzentrierten Macht der Unternehmer der Kampf der Arbeiter täglich schwieriger wird.

Aber die allmähliche Evolution zur gebundenen Wirtschaft lehrt zugleich, wie notwendig auf die Dauer das Eingreifen der Gemeinschaft wird, um die von Technik und Vernunft erreichte höhere Wirtschaftsstufe auch für die Arbeiterklasse vorteilhaft zu gestalten.

Mensch und Maschine in ihren Beziehungen zum Lohnproblem

Eine ungeheure Arbeit ist täglich und stündlich, ja in jeder Minute zu leisten, um die Güter herzustellen, die ein Volk verbraucht. Reichen die zu diesem Zweck angesetzten Arbeitskräfte aus, so werden Stockungen und Krisen vermieden. Sind es zu wenig, dann haben wir die Produktionskrise im Hause, die uns aus den ersten Jahren nach Kriegsbeendigung noch erinnerlich ist, deren hervorstechendes Merkmal die Warenknappheit auf fast allen Gebieten war. Sind zuviel Produktionskräfte in Wirksamkeit, dann ist eine doppelte Krisenerscheinung die Folge. Sie ist wirtschaftlicher und sozialer Natur. Wirtschaftlicher insofern, als bei eingetretener Ueberproduktion, die wir von unserem Standpunkt aus auch als Unterkonsumtion bezeichnen können, Maschinen und industrielle Anlagen zum Zwecke der Einschränkung der Gütererzeugung untätig und unausgenützt bleiben, was einer Vernichtung riesiger Kapitalien gleichkommt. Sozialpolitisch äußern sich die Krisenerscheinungen in einem Freiwerden menschlicher Arbeitskräfte, in verstärkter Arbeitslosigkeit, mit all ihren unglücklichen sozialen Folgeerscheinungen.

Beides ist unerwünscht, beides soll nach Möglichkeit vermieden werden. Zwei Wege sind gangbar. Der eine erfordert Vernunft in der Schaffung und Ingangsetzung neuer industrieller Produktivkräfte, berührt also das Problem der Mechanisierung. Der andere erheischt Beseitigung der sogenannten Ueberproduktion durch Verbrauchssteigerung als Folge der Kaufkraftstärkung, endet demnach bei der Frage der Lohnbemessung.

Beginnen wir beim ersten, bei der fortschreitenden Mechanisierung unserer Wirtschaft. Verstärkte Anwendung maschineller Arbeitskraft setzt menschliche Arbeitskräfte frei. Trotzdem wäre es kurzsichtig vom Arbeiterstandpunkte aus, diesem Prozeß Widerstand entgegenzusetzen. Das wäre moderne Maschinenstürmerei. Es läßt sich auch kein Beispiel aus der neueren Wirtschaftsgeschichte anführen, daß das von der Arbeiterschaft und den sie repräsentierenden Gewerkschaften je geschehen ist. Freilich kann man auch von dem Arbeitsmenschen nicht verlangen, daß er seinem eisernen Bruder, der sich an seinen Arbeitsplatz setzt und ihn erwerbslos macht, begeisterte Sympathien entgegenbringe. Trotzdem hat die Vernunft auf seiten der Arbeiterschaft bisher stets gesiegt. Aber eins kann der Arbeiter mit vollem Recht verlangen — und das ist der Kernpunkt des Maschinenproblems — daß nämlich die mechanische eiserne Kraft nur dann Eingang und Verwendung im Betriebe finden darf, wenn sie billiger arbeitet als die menschliche.

Das braucht keineswegs immer der Fall zu sein und ist vielfach auch nicht der Fall. Auch der eiserne Sklave, die Maschine, verlangt ihren Lohn, der sich aus mehreren Bestandteilen zusammensetzt. Die Anschaffung einer Maschine kostet oft erheblich viel Geld. Das muß verzinst und, wenn es nicht aus eigenen Mitteln aufgebracht ist, auch abgetragen werden. Des weiteren arbeitet die Maschine nur eine bestimmte Anzahl von Jahren. Bei jedem Jahresabschluß muß soviel zurückgelegt werden, daß sie nach Ablauf dieser Frist durch eine neue ersetzt werden kann. Sie muß abgeschrieben werden, wie der bilanztechnische Ausdruck dafür lautet. Endlich braucht die Maschine zu ihrer Ingangkaltung Antriebsenergien in Form von Dampf, Elektrizität Gas usw., die ebenfalls auf das Lohnkonto dieses eisernen, seelenlosen Arbeiters kommen. Erst dann, wenn all diese Posten eine niedrigere Endsumme ergeben als der Lohn für eine von Menschen geleistete gleiche Arbeit, ist wirtschaftlich und sozial die Einführung der Maschine zu rechtfertigen. Erst dann vermehrt sich der Betriebsgewinn, an dem die im Betriebe verbleibende Arbeiterschaft nun durch Gewerkschaftsarbeit in entsprechend höherem Maße beteiligt werden kann, so daß sie durch verstärktes Kaufen auch wieder die Voraussetzung zu verstärkter Gütererzeugung schafft, wodurch die frei gewordenen Arbeitshände wieder in den Produktionsprozeß eingereiht werden.

Freilich läßt sich bei dem heutigen Zustand unserer Wirtschaft nicht feststellen, ob und inwieweit diesem Grundsatz seitens der Unternehmer Rechnung getragen worden ist. Es gibt aber Beispiele genug dafür, die beweisen, daß hier große Fehler gemacht worden sind. Fehler, die dadurch entstanden sind, daß in dem technischen Taumel der letzten Jahre sehr oft der Kaufmann von dem Techniker besiegt worden ist. So lesen wir beispielsweise in dem Schmalenbach-Gutachten über die „Gegenwärtige Lage des Rheinisch-Westfälischen Steinkohlenbergbaues" in der Sonderabhandlung von Dr. Baade, daß eine Verwerksgesellschaft eine erst vor drei Jahren errichtete moderne Kokerei abbrach, um sie durch eine noch modernere zu ersetzen. Und das nur, um eine höhere Quote im Syndikat zu erreichen. In wieviel Fällen, die die Oeffentlichkeit nicht kennt, mag es ebenso oder ähnlich liegen.

Aber noch eine andere gesamtwirtschaftlich sehr bedeutsame Folgeerscheinung hat die verstärkte maschinelle Arbeitsweise. Die Maschine will, im Gegensatz zur menschlichen Arbeitskraft, ganz gleich ob sie arbeitet oder nicht, vom Betriebe entlohnt sein. Das zu ihrer Anschaffung notwendige Kapital muß verzinst und die Abschreibungen müssen vorgenommen werden, ohne Rücksicht darauf, ob der Betrieb arbeitet oder stillsteht. Die Sorge um den arbeitenden Menschen, wenn er wegen der durch Absatzmangel eingetretenen Betriebseinschränkung entlassen wird, trägt der Betrieb nicht mehr oder doch nur indirekt zu einem winzigen Teil.

Da die Betriebsauslagen für Maschinen und Anlagen weitergehen, auch wenn das Werk seine Tore schließt und Riesenwerke vernichtet würden, muß der moderne Betrieb stets darauf bedacht sein, möglichst voll ausgenutzt zu arbeiten. Das kann er aber nur, wenn Absatz für seine Produkte da ist. Wie dieser zu schaffen ist, dürfte heute kaum noch umstritten sein. Nur zu einem kleinen Teil kommt eine Absatzsteigerung auf den von allen Konkurrenzländern umstrittenen Auslandsmärkten praktisch in Frage. Nur ein kaufkräftiger Inlandsmarkt kann diese wirtschaftspolitisch notwendige Funktion übernehmen. So macht die fortschreitende Mechanisierung und Rationalisierung der deutschen Wirtschaft Steigerungen des Reallohnes der großen Verbraucherschichten zur Notwendigkeit, wenn nicht Wirtschaftskrisen von bis dahin ungeahnter Heftigkeit mit Riesenverlusten wirtschaftlicher Werte und großem sozialen Leid alles wirtschaftlich und technisch bisher Errungene zunichte machen sollen. So gesehen, erhält die Gewerkschaftsarbeit ihre volle Würdigung.

E. Vogt.

Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund im Jahre 1927

Wenn jetzt bald der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund in Hamburg zusammentritt, wird er im Hinblick auf das Wachstum der angeschlossenen Verbände im verflossenen Jahr unzweifelhaft ein Bild der Kraft und des Selbstbewußtseins bieten. Nach Jahren der Krise und Arbeitslosigkeit, in denen die Mitgliederzahl des A. D. G. B. stark zurückging, ist seit Herbst 1926 eine Zeit regelmäßiger Zunahme der Mitgliederzahl, die das Beste für die Zukunft erwarten läßt, angebrochen. Seit Ende 1926 beträgt die Zunahme der Mitgliederzahl nicht weniger als 482 754 oder gar 12,2 Prozent des Bestandes Ende 1926. Und nach den vorläufigen Unterlagen ist in den ersten drei Monaten des Jahres 1928 die Mitgliederzahl abermals um 132 000 gestiegen. Unter den Verbänden, die absolut die meisten Mitglieder gewonnen haben, nimmt der Metallarbeiterverband die erste Stelle ein; er nahm um 140 440 Mitglieder zu. Dem Prozentsatz nach nahm jedoch der Tabakarbeiterverband am stärksten zu und zwar um etwa 21 Prozent.

Die günstigste Entwicklung der Mitgliederzahl und die geringere Arbeitslosigkeit haben von selbst auch zu einem erheblichen Anwachsen der Einnahmen der Gewerkschaftsverbände geführt. Gegenüber einem Betrage von 148 139 716 Mark im Jahre 1926 stiegen die Gesamteinnahmen im Jahre 1927 auf 182 252 326 Mark. Allein an Beitragsleistung wurde im Jahre 1927 ein Betrag von 169 613 598 Mark gegenüber 137 638 607 Mark im Jahre 1926 vereinnahmt. Die Zunahme der Beitragseinnahme ist in höherem Maße der Erhöhung der Beitrittssätze als der Zunahme der Mitgliederzahl zuzuschreiben. Durchschnittlich entfiel im Jahre 1927 auf jedes Mitglied eine Beitragseinnahme von 40,87 Mark gegen 34,62 im Jahre 1926.

Die Ausgaben der Verbände sind infolge der besseren Konjunktur stark zurückgegangen und betrugen 129 463 897 Mark oder 6 066 094 Mark weniger als im Jahre 1926. Namentlich die Beträge für Unterstützung wiesen einen starken Rückgang auf und betrugen rund 41 Millionen gegen rund 62 Millionen im vorausgegangenen Jahr. Allein für Bildungszwecke wurde im Jahre 1927 ein Betrag von 8 834 151 Mark ausgegeben. Zum Schlusse sei noch mitgeteilt, daß die deutsche Gewerkschaftsbewegung gegenwärtig in 108 Orten eigene Gewerkschaftshäuser besitzt.

Kongreß der Maler-Internationale

Vom 4. bis 6. Juli tagte in Kopenhagen der Kongreß der Internationale der Maler und Lackierer. Anwesend waren 21 Delegierte von Amerika, Dänemark, Deutschland, England, Holland, Norwegen, Oesterreich, Schweden, Schweiz, Tschechoslowakei und Ungarn. Die finnländische Organisation mußte sich wegen eines Streiks entschuldigen lassen. Da das Internationale Sekretariat zugleich auf eine 25jährige Tätigkeit zurückblicken konnte, gab der internationale Sekretär Streine zunächst ein Bild von dem Entwicklungsgang der Internationale.

Aus dem gedruckten Tätigkeitsbericht und einer schön ausgestatteten Jubiläumsschrift geht hervor, daß im Jahre 1913 insgesamt 66 398 Mitglieder dem Sekretariat angeschlossen waren: im Jahre 1925 betrug die Zahl, besonders mit durch den Beitritt Amerikas 179 823 und 1927 durch den Anschluß Englands 237 531 Mitglieder. Mit dem Internationalen Gewerkschaftsbund und dem Internationalen Arbeitsamt steht die Maler-Internationale in bester Verbindung.

Ein Antrag, energischen Protest gegen die Beschäftigung von Frauen und jugendlichen Arbeitern beim Spritzverfahren und gegen das Spritzen mit Bleifarben zu erheben, fand einstimmige Annahme.

Der internationale Sekretär berichtete einleitend über die wirtschaftlichen und sozialen Folgen der technischen und kunstgewerblichen Entwicklung im Malergewerbe sowie über den Achtstundentag. Nach einem Hinweis auf die großen Umwälzungen in der Wirtschaft und Industrie legte er dar, daß diese auch am Malergewerbe trotz des ausgesprochenen kleinhandwerklichen Charakters nicht spurlos vorübergegangen seien. Die Arbeitsweise, die Wandlungen der Mode, das langsame Zurückdrängen des Saisoncharakters des Malergewerbes, die Notwendigkeit der Verkürzung der Arbeitszeit, das allgemeine Streben nach Arbeitsgelegenheit in den Wintermonaten in einer Reihe von Ländern sind sprechende Zeugen dieser Vorgänge.

Hieran schloß sich eine längere Aussprache, die sich besonders auf die Frage der Akkordarbeit, der gesteigerten Lehrlingshaltung und des Kleinmeistertums erstreckte. Daraus wurde gefolgert, daß gerade auch für das Malergewerbe eine Rationalisierung von größter Bedeutung sei, die aber in diesem Kleingewerbe nur mit Hilfe gesetzlicher Maßnahmen erfolgen könne.

Zur Frage der Berufskrankheiten hob der internationale Sekretär hervor, daß zwar aus verschiedenen Gründen die Fälle schwerer Bleivergiftung zurückgegangen sind, daß aber doch immer noch viele Kollegen bleikrank werden. Er bedaure, daß verschiedene Regierungen das Genfer Abkommen von 1921 noch nicht ratifiziert haben.

Weiter wurde die Frage der Hauterkrankungen besprochen.

Ein Antrag Oesterreichs, unterstützt von Ungarn und der Schweiz, auf Anschluß an die Bauarbeiter-Internationale wurde mit großer Mehrheit abgelehnt. Weiter wurde bei der Beratung des neuen Statuts beschlossen, den Beitrag an die Internationale auf 10 Pfg. festzusetzen. Der internationale Sekretär wurde von der Konferenz wiedergewählt.

Der bevorstehende Kongreß des englischen Gewerkschaftsbundes

Ausweislich der vorläufigen Tagesordnung der sechzigsten Jahresversammlung des Britischen Gewerkschaftsbundes, die vom 3. bis 8. September 1928 in Swansea stattfinden wird, verspricht dieser Kongreß von großer Bedeutung in der Geschichte der englischen Gewerkschaftsbewegung zu werden.

Nicht weniger als 68 Entschließungen wurden eingereicht. Unter den Entschließungen zur Geschäftsordnung befindet sich eine vom Generalrat, worin vorgeschlagen wird, daß, falls irgend einmal es dem Generalrat gerechtfertigt erscheint, eine Untersuchung hinsichtlich der Haltung irgendeiner Gewerkschaft unter dem Gesichtspunkte anzustellen, daß die Maßnahmen der betreffenden Gewerkschaft der Gewerkschaftsbewegung nachteilig oder den ausgesprochenen Grundsätzen und der Politik des Gewerkschaftsbundes zuwider wären, der Generalrat berechtigt ist, die betreffende Gewerkschaft aufzufordern, vor ihm zu erscheinen. Dem Generalrat muß für diesen Fall das Recht zuerkannt werden, ein warnendes Wort zu sprechen oder eventuell sogar sogleich die Gewerkschaft von ihrer Mitgliedschaft bis zum nächsten Kongreß zu suspendieren.

Zwei Organisationen, nämlich der Eisenbahn-Angestellten-Verband und der Vereinigte Landesverband für das Möbelgewerbe, sind gleicher Auffassung wie der Antrag des Generalrates und ersuchen um Maßnahmen gegen zerstörende Elemente in der Gewerkschaftsbewegung. Seitens der Ersteren wird eine Untersuchung hinsichtlich der Ausbreitung und der Methoden der zersetzenden Elemente verlangt, während die zweite Organisation wünscht, das keinerlei Versuch zur Zersplitterung der Kräfte der Gewerkschaften zugelassen werde und daß in dieser Haltung verharrende Gewerkschaften sich selbst außerhalb der Bewegung stellen. Eine Reihe angeschlossener Verbände schlagen eine Aenderung bei der Wahl der Mitglieder des Generalrates und hinsichtlich der Zusammensetzung der Gruppen, aus denen der Generalrat zusammengestellt wird, vor.

In dem Abschnitt „Internationales" finden sich zwei Anträge, die von dem Vereinigten Landesverband für das Möbelgewerbe und von dem Vereinigten Maschinenbauverband herrühren und die Einberufung einer Weltkonferenz der Gewerkschaften bezwecken, während der Landesverband der Erz- und Metallmechaniker die Wiedererrichtung des Vereinigten Englisch-Russischen Beratungsausschusses beantragt. Ferner liegen Entschließungen vor, in denen der „Industrielle Friedensfimmel" des Generalrates bekämpft, eine Untersuchung nach dem wachsenden Mißverhältnis zwischen Produktionskosten und Kleinhandelspreisen verlangt, eine Aenderung der Arbeitslosenversicherungsakte des Jahres 1927, die Organisierung der jugendlichen Arbeiter, die Ratifizierung des Achtstundenabkommens usw. gefordert wird.

Zum Schluß sei der Tagesordnung noch entnommen, daß Ernennungen für Sitze im Generalrat in bezug auf neun Gruppen keiner Veränderung unterliegen. Neue Kandidaturen werden in sieben Gruppen vorgeschlagen, und zwar Bergbau, Maschinenindustrie, Eisen, Stahl und kleinere Metallgewerbe, Baugewerbe und Holzbearbeitung, öffentliche Angestellte, Nicht-Handarbeiter und ungelernte Arbeiter.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 422.

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes. 16: Vorträge. 17: Literaturstunde. 18,40: Unterhaltungskonzert. 19,45: Vortrag. 20,15: Abendkonzert, übertragen aus Warschau. 22: Zeitzeichen und Wetterberichte. 22,30: Tanzmusik.

Montag. 17: Kinderstunde. 17,25: Vortrag. 18: Tanzmusik. 19: Verschiedene Berichte. 19,30: Vortrag: 20,05: Französische Lektüre. 20,30: Uebertragung des Internationalen Konzerts. 22: Die letzten Abendberichte.

Krakau — Welle 422.

Sonntag. 10,15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 12: Zeitzeichen und verschiedene Berichte. 16: Vorträge. 17: Uebertragung aus Warschau. 19,15: Vortrag. 20: Abendkonzert. Anschließend: Programm von Warschau. 22,30: Konzertübertragung.

Montag. 12: Schallplattenkonzert. 13: Tägliche Berichte. 17: Programm von Warschau. 19,30: Vortrag. 20,30: Internationaler Konzertabend. 22: Uebertragung aus Warschau.

Posen Welle 344,8.

Sonntag. 10,15: Gottesdienstübertragung. 12: Landwirtschaftliche Vorträge. 17: Sinfoniekonzert übertragen aus Warschau. 18,50: Vorträge. 20,30: Heiterer Abend. 22: Berichte. 22,40: Tanzmusik.

Montag. 13: Zeitzeichen und Schallplattenkonzert. 18: Unterhaltungskonzert. 19,35: Vortrag. 20,30: Internationaler Konzertabend. 22: Die letzten Abendberichte.

Warschau — Welle 1111,1.

Sonntag. 10,15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 12: Zeitzeichen, Uebertragung von der Krakauer Kirche Notre Dame, Wetter- und Wirtschaftsnachrichten. 16: Vorträge. 17: Volkstümliches Konzert der Warschauer Philharmonie. 18,30: Verschiedenes. 18,50: Vortrag in der Abtlg. Geschichte. 20,15: Konzert der Warschauer Philharmonie. 22: Berichte. 22,30: Tanzmusik.

Montag. 12: Schallplattenkonzert. 13: Die Mittagsberichte. 17: Kinderstunde. 17,25: Vortrag. 18: Unterhaltungskonzert. 19,30: Französischer Sprachunterricht. 20,30: Internationaler Konzertabend, übertragen von Warschau auf Prag und Vienne. Anschließend die Abendberichte.

Gleiwitz Welle 329,7. Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30. Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, 29. Juli. 8.45—9.30: Uebertragung aus Köln: Festzug des 14. Deutschen Turnfestes. 11.00: Evangelische Morgenfeier 12.00: Konzert. 14.00: Rätselfunk. 14.10: Englische Lektüre. 14.35: Schachfunk. 15.00—15.30: Märchenstunde. 15.30 bis 16.00: Stunde des Landwirts. 16.00—16.30: Abt. Philatelie. 17.30—18.30: Uebertragung aus Köln: Die Schlußfeier beim 14. Deutschen Turnfest. 18.30: Wetterbericht. 18.50—19.15: Arienstunde. 19.15—19.40: Abt. Medizin. 19.40—20.05: Zur 34. Bienenwirtschaftlichen Ausstellung des Schlesischen Imkerbundes in Liegnitz. 20.30: Unterhaltungkonzert. 21.10—24.00: Uebertragung aus dem Hotel und Kaffee „Vier Jahreszeiten": Kapelle Legi Martini. In der Pause: Die Abendberichte.

Montag, 30. Juli. 16.00—16.30: Uebertragung aus Gleiwitz: Abt. Volkskunde. 16.30—18.00: Unterhaltungskonzert. 18.00 bis 18.25: Zur Werbewoche des Reichsausschusses für hygienische Volksbelehrung. 18.25—18.50: Abt. Musik. 19.25—19.50: Abt. Philosophie. 19.50—20.15: Die Uebersicht. 20.50—21.15: Bismarck. 21.15—22.00: Liederstunde.

Versammlungskalender

Metallarbeiter!

Am Sonntag, den 29. d. Mts. finden die fälligen Mitgliederversammlungen vormittags 10 Uhr in den Orten Königshütte, Kattowitz, Laurahütte, Bismarckhütte, Friedenshütte, Schwientochlowitz, Hubertushütte, Nikolai und Tarnowitz statt. Auf der Tagesordnung ist das Thema „Die Lage des Arbeiters im Industriebezirk", unter 2 Verbandsangelegenheiten. Jeder Kollege wird in dieser Versammlung mit seinem Mitgliedsbuch erwartet.

Kollegen! Wegen Unregelmäßigkeiten bei der Wahl des Delegierten zum Verbandstag in Waldenburg hat der Vorstand eine nochmalige Wahl für Sonntag, den 29. Juli angeordnet. Die Wahllokale bleiben wie das letzte Mal von 10—4 Uhr nachm. offen. Die Kollegen müssen versuchen den letzten Mann zur Wahl zu bringen. Das Mitgliedsbuch ist unter keinen Umständen zu vergessen.

Kattowitz. D. M. V. Am Sonntag, den 29. Juli 1928, vormittags 10 Uhr, findet im Zentralhotel, Katowice, eine Mitgliederversammlung statt. Tagesordnung: 1. Punkt wird in der Versammlung bekanntgegeben. 2. Punkt: Nochmalige Wahl des Delegierten zur Generalversammlung. Da sowohl 1. wie 2. Punkt dieser Versammlung äußerst wichtig sind, wird bestimmtes und restlos vollzähliges Erscheinen aller Kollegen erwartet. Mitgliedsbuch mitbringen, ohne dieses kein Zutritt! Die Ortsverwaltung.

Siemianowitz. D. M. V. Sonntag, den 29. Juli 1928, vormittags um 10 Uhr, Versammlung bei Herrn Kosdon, Teichstraße 10. Wegen der wichtigen Tagesordnung Erscheinen sämtlicher Kollegen Pflicht.

Königshütte. Ortsausschuß. Am Sonntag, den 29. Juli, nachmittags 3 Uhr, findet im Volkshaus eine Sitzung des Ortsausschusses statt. Um pünktliches und zahlreiches Erscheinen sämtlicher Delegierten wird gebeten.

Nikolai. Achtung Gewerkschaften vom Bezirk Pleß. Am Sonntag, den 29. Juli um 10½ Uhr vormittags findet eine gemeinsame Sitzung der engeren Ortsgruppenvorstände vom Bergarbeiter- und Metallarbeiterverband aus Ober-Lazisk, Mittel-Lazisk, Orzesche, Kostuchna und Nikolai zwecks Gründung des Ortskartells im bestimmten Lokal statt. Referent Koll. Nietsch. Treffpunkt der Delegierten sowie des Referenten am Nikolaier Bahnhof um 10,15 Uhr vormittags.

Werbet ständig neue Leser!